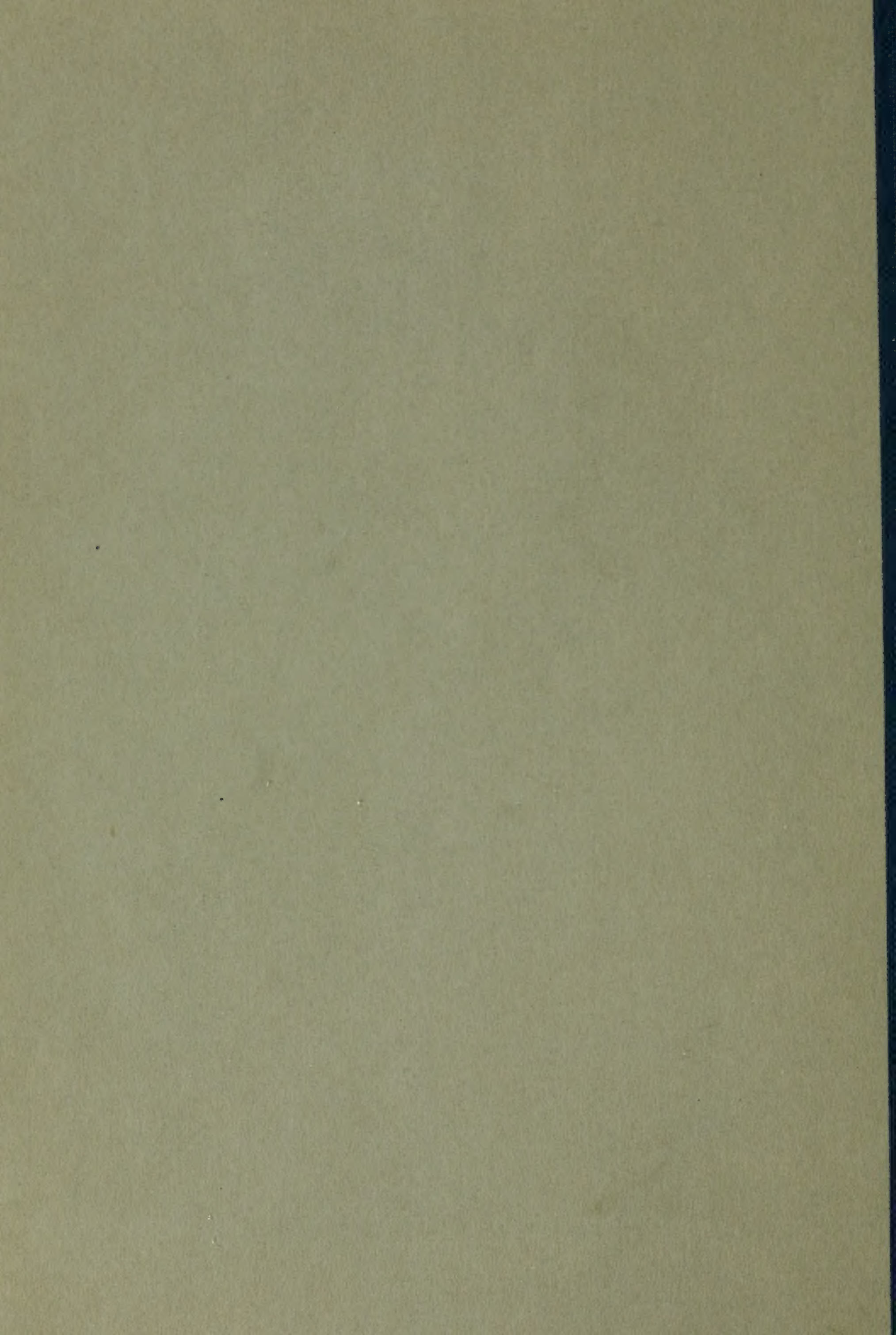


Irmer, Georg
Völkerdämmerung im Stillen
Ozean. 2 Aufl.



Völker-dämmerung im Stillen Ozean

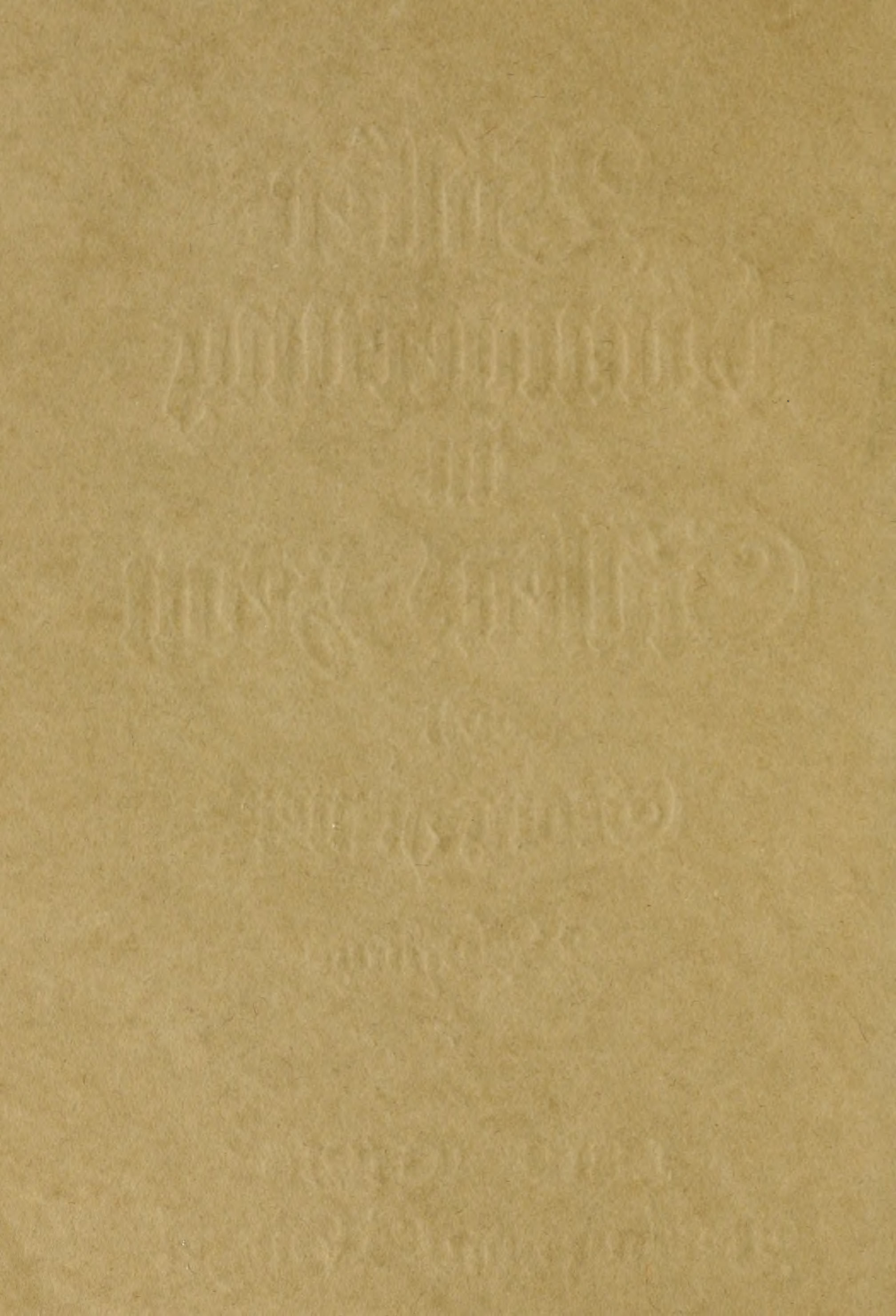
von

Georg Irmer

2. Auflage

❖

LEIPZIG 1915
Verlag von S. Hirzel



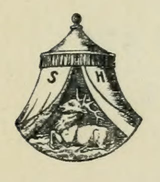
Völkerdämmerung im Stillen Ozean

von

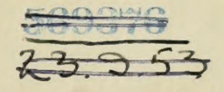
Georg Irmer

„Πάντα ῥεῖ."
Heraklit.

Zweite Auflage



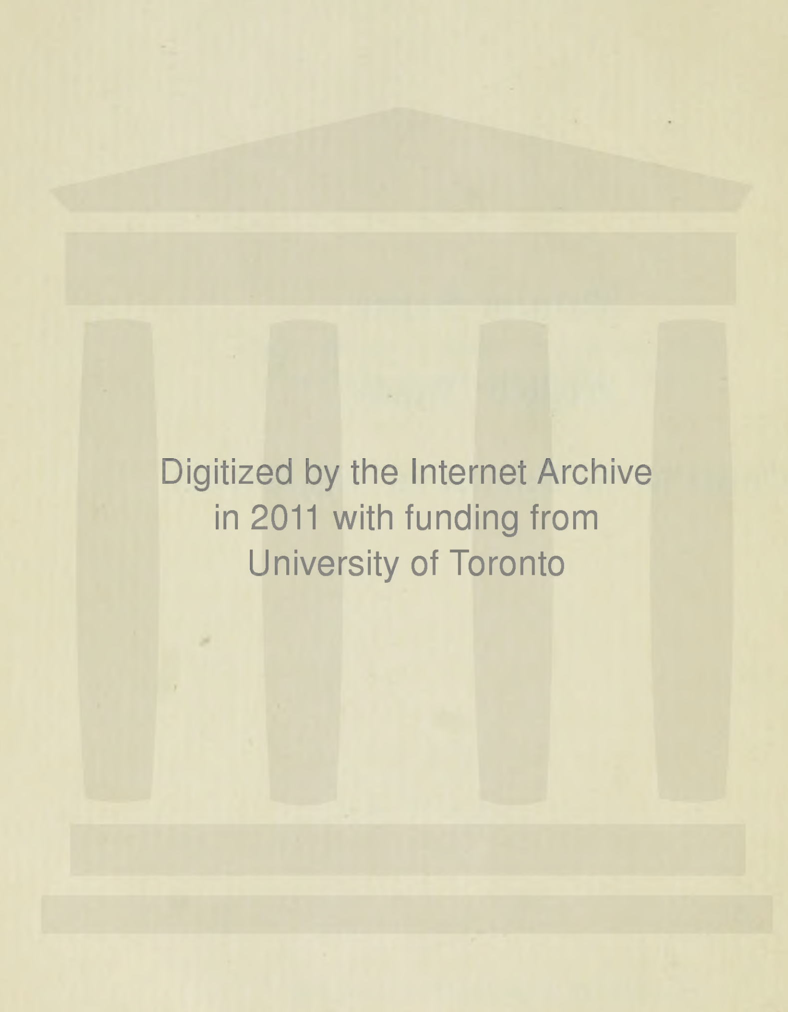
Leipzig 1915
Verlag von S. Hirzel



Meinem Sohne

Leopold Irmer.

(Gefallen für sein Vaterland am 17. Juni 1915.)



1. Aus der Vergangenheit.

„Wir können die Geschichte der Vergangenheit weder ignorieren, noch können wir die Zukunft machen."
Bismarck, 16. April 1869.

Die Auffindung des Stillen Ozeans vor 400 Jahren war nicht das Spiel eines blinden Zufalls. Der tapfere Balbao war sich ohne Zweifel schon der weltgeschichtlichen Bedeutung seiner Entdeckung bewußt. Andernfalls hätte er nicht mit so großer Feierlichkeit für die Krone Spaniens von dem neuen Weltmeere Besitz ergreifen können: die Fahne der heiligen Jungfrau in der Hand, in glänzender Rüstung schritt er in die Wellen der Sankt Michaels-Bucht hinein, unter dem Donner der Geschütze und dem Weihespruch seiner Feldgeistlichen. Es war nicht seine Schuld, daß die Entdeckung damals nicht so ausgenutzt worden ist, wie sie es verdiente. Verblutete doch Balbao schon ein Jahr später im Angesicht des von ihm aufgefundenen Weltmeeres unter dem Henkerbeile eines Pizarro. Auch die Umschiffung Südamerikas und die Durchquerung des Stillen Ozeans, die Magelhaes einige Jahre später glückte, blieben ohne Segen.

Die Schuld daran lag in Europa, an der Zerrissenheit und Machtlosigkeit des deutschen Reiches, dem das koloniale Spanien damals durch Personalunion angegliedert war. Es fehlte die mächtige organisatorische Faust, die alle nationalen Kräfte des Volkes zum einheitlichen Wirken daheim zusammenzwang und den heraufbrausenden Frühlingswind einer neuen großen Zeit in die Flügel der deutschen Mühlen leitete. Und doch vereinigte Kaiser Karl V. unter seinem Szepter eine Machtfülle, wie sie kaum ein deutscher Herrscher — selbst Karl der Große nicht — jemals besessen hatte. Der größere Teil des kultivierten Europa war ihm untertan, und in seinem Weltreiche ging die Sonne nicht unter. Die Epoche der Renaissance hatte die deutsche Kultur in allen ihren Ausstrahlungen zur wundervollen Blüte gebracht. Gutenberg hatte eben erst das deutsche Volk lesen gelehrt, Martin Luther schuf eine alldeutsche Schriftsprache, Dürer und Holbein traten in der Kunst einem Tizian wetteifernd zur Seite; der deutsche Handel beherrschte die ganze bekannte Erde, und die Wechsel der großen Handelshäuser der Fugger und Welser in Augsburg waren in allen Landen diesseits und jenseits der Meere vollwertig wie heute die Noten der Bank von England. Indes trotz dieser Kulturhöhe, trotz des sprichwörtlichen deutschen Reichtums begann gerade damals sichtlich der Verfall der politischen Macht des deutschen Kaiserreichs; und der blütenreiche Völkerfrühling, der vor aller Augen in Europa und von jenseits der Weltmeere heraufzog, brachte für das deutsche Volk nicht die erhoffte Ernte. Aber an diesem deutschen Elend der Zerrissenheit und Machtlosigkeit waren nicht die Gegensätze

der deutschen Stämme schuld, wie man so oft liest und hört. Nein, es waren das uralte unausrottbare Hausgespenst des Römischen Reichs, der dynastische Hader der Fürsten unter sich und mit dem Reichsoberhaupt und der blinde Hödur des neuen konfessionellen Kampfes, die hinderten, daß die große Zeit das deutsche Volk in Sinneseinheit und Wehrhaftigkeit bereit fand. So ging diese erste glänzende Wiegezeit deutscher Weltpolitik ohne Segen an uns vorüber. Ob die große Zeit unserer Tage mit dem wundervollen heroischen und einmütigen Aufschwung des deutschen Volkes dem Reiche endlich eine würdige Nachlese bringen wird? Ein guter Gott schütze uns, daß wir nicht am Ende wieder politisches Treibholz werden, wie es Deutschland leider jahrhundertelang gewesen ist. —

Für die deutsche Geschichte ist somit die Auffindung des größten Meeres der Erde von keiner epochalen Tragweite gewesen. Aber für die neue Welt in Amerika ist dieser Sankt Michaels-Tag des Jahres 1514 ein Gedenktag erster Ordnung, besonders für Kalifornien mit seinen unberechenbaren Zukunftsmöglichkeiten. Es ist daher sehr verständlich, daß man in den Vereinigten Staaten von Amerika diesen Tag nicht ungefeiert vorübergehen lassen wollte. Schon seit längerer Zeit hatte man dort umfassende Vorbereitungen getroffen für eine solche Erinnerungsfeier. Ein Völkerfest sollte es werden, wie es die Erde bisher noch nicht gesehen hatte, durchaus eigenartig, ganz modern. Den Mittelpunkt sollte die pomphafte Eröffnung des Panama-Kanals bilden, jenes Riesenmeisterwerkes menschlichen Könnens und Wollens, von dem schon vor fast hundert Jahren

Goethe geträumt hatte. Das Erscheinen der neuesten und stärksten Kriegsschiffe aller seegewaltigen Mächte sollte eine grandiose Rundschau geben über die Seekriegsrüstung unserer Tage. Und als Gegenstück dazu ein glänzendes Augenblicksbild des Völkerfriedens: am Goldenen Tore des Stillen Ozeans, in dem aus der Asche wieder neu erstandenen San Franzisko eine Weltausstellung aller menschlichen Kultur der heutigen Erde.

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges kamen amerikanische Sendboten über das Meer, um die Nationen Europas für die Teilnahme an diesem friedlichen Völkerfeste zu gewinnen; auch zu uns. Einer der Träger dieser Einladung war Dr. Sutro, ein volkstümlicher Mann aus dem deutschen Leben in Amerika, wie es sein Bruder, der verstorbene Bürgermeister von San Franzisko auch gewesen war. Frankfurter Leute oder vom Rhein. Man wußte, daß der Weißkopf mit dem scharfgeschnittenen klugen Gesicht in der deutsch-amerikanischen Bewegung, in Vereinen und in der Presse eine führende Rolle spielte; daß hinter seinem Auftrage die Wünsche von Millionen von Deutsch-Amerikanern standen. Er kam mit einem deutschen Händedruck von drüben. Wer die großen Pflanzstätten deutscher Kulturarbeit in der Neuen Welt gesehen hat, überall da, wo die deutschen Einwanderer noch ihr Deutschtum im englischen Meer sich bewahrt haben, wer sie besucht hat, die wundervollen deutschen Siedelungen in Kalifornien, weiß, wie stark und warm dort in der Ferne noch die Liebe zur alten deutschen Heimat glüht. Uns allen, die wir das Ausland aus jahrelanger praktischer Erfahrung kennen, war es damals recht unbehaglich zumute, als

man die Werbung der Deutsch-Amerikaner an der Reichstür abwies; höflich und kühl. Es wird noch unvergessen sein, daß dann an Stelle der Reichsregierung das nichtamtliche Deutschland für den Weltausstellungsgedanken in San Franzisko eintrat: Ballin mit seiner Willenskraft und seinem weitschauenden Seemannsauge voran. Leider ohne Erfolg. Nun, heute mitten im Weltkrieg begreift man die ablehnende Haltung der Reichsregierung von damals. Die politischen Gewitterwolken zogen in jenen Tagen schon so gefährlich tief über Europa, daß eine vorsichtige Regierung unsere Industrie, Handel und Schiffahrt mit solchen kostspieligen weitsichtigen und am Ende doch zunächst dekorativen Aufgaben nicht belasten durfte. Aber völlig unverständlich wird es uns immer bleiben, daß man sich nicht zufrieden gab mit einer einfachen Ablehnung der amerikanischen Einladung. Man mußte doch wissen, daß schon das einfache „Nein" einen Werber hart genug trifft. Ein übereifriges Reptil, dem man die offiziösen Preßfedern schon von weitem ansah, beeilte sich darüber hinaus noch einen giftigen Aufsatz gegen den Träger der Mission in die leider oft allzu willfährige Presse einzuschmuggeln. Ein Glück war es, daß Dr. Sutro in dem Lande der „Huronen" wohnte, und daß ihm das hübsche Lehrgedicht Seumes von der „übertünchten Höflichkeit Europens" noch aus der Schule bekannt war. Er hat die Sache nicht tragisch genommen. Und heute? Dr. Sutro und seine literarischen Freunde sammeln dafür jeden Tag drüben feurige Kohlen auf unser Haupt! Sie sind heute in den Vereinigten Staaten die Männer, die allen anderen voran in ihrer Presse kühn und um-

sichtig den Kampf aufgenommen haben für die Ehrenrettung des deutschen Volkes gegen die englische Brunnenvergiftung! Aber das schlägt in das traurige Kapitel, wie man das Deutschtum im Auslande nicht behandeln soll. Wird man unter den grünen Lampenschirmen in den Berliner Amtsstuben nach dem Kriege endlich lernen, deutsches Wesen in der Fremde weniger schablonenmäßig zu behandeln und richtiger zu bewerten? Nun, hoffen wir das Beste, lieber Leser! Aber eins bedarf heute schon der dringlichen Erwägung der Reichsregierung und auch des Reichstages: Kann es im Interesse der Erhaltung und Stärkung des Deutschtums im Auslande liegen, daß jene Auslandsdeutschen, deren Herzen da draußen so unverfälscht kerndeutsch — auch unter dem aufgezwungenen englischen Rock — für Kaiser und Reich schlugen, heute im alten Vaterland als „feindliche Ausländer" behandelt werden? Sollte es wirklich für staatsmännische Weisheit keinen andern Ausweg aus diesem Konflikt zwischen Kriegsnotwendigkeit, die uns englischer Völkerrechtsbruch aufgezwungen hat, und Billigkeit geben, als den, die Träger und Verfechter des deutschen Gedankens in der englischen Welt in der alten Heimat gefangen zu setzen? —

Nun ist alles so ganz anders gekommen, als man hüben und drüben gehofft und erwartet hatte. Anstatt am Goldenen Tor des Stillen Ozeans vom Felsenschloß des märchenhaften Kliffhauses in San Franzisko den Seelöwen auf den malerischen Seal Rocks zuzuschauen, wie einst „im Mai", sitzt man daheim und horcht gespannt auf den Kanonendonner in Ost und West. Alles ist bei uns auf Arbeit und ernste Einkehr gestimmt. Die

Weltausstellung drüben ist freilich eröffnet worden; aber die Gäste aus Europa sind ausgeblieben. Aus dem pomphaften Völkerfest der ganzen Kulturwelt ist eine bescheidene amerikanische Familienfeier geworden. Nicht allein das. An den festlichen Tisch Amerikas hat sich am Ende auch noch ein ungebetener Gast gedrängt: die große politische Sorge. Über den Eingangstoren der Weltausstellung in San Franzisko flimmern für jeden, der in den Zeichen der Zeit zu lesen versteht, auch wenn er nicht ein alttestamentlicher Prophet ist, die rätselhaften Drohworte der „gelben Gefahr" in Flammenschrift hervor, wie damals in mitternächtiger Stunde über der Tür im Palaste Belsazars. Der Panama-Kanal ist trotz aller Anstrengungen bis heute nicht fertig geworden. Alle Kraft und der ganze Erfindungsgeist menschlicher Technik unserer Tage steht da draußen auf der Landenge noch in hartem Schützengrabenkampf mit der gigantischen Gewalt des störrischen Erdgeistes. Ganz gewiß wird zuletzt der Mensch den Sieg davontragen. Aber vorläufig müssen die Vereinigten Staaten von Amerika auf die stärkste Waffe ihrer Seerüstung verzichten, den Panama-Kanal. Und dieser gewaltige Kriegshafen wiegt den Wert einer Schlachtflotte auf, und noch mehr. Zweifelsohne hatte man auch in Amerika auf Fried' und Friedenszeiten gehofft. Nun malt der Krieg auch da draußen im Stillen Ozean den Hintergrund in blutroten Farben, zunächst erst für Deutschland. Aber wer weiß, wie bald auch für die Vereinigten Staaten die Feuerprobe ihrer Wehrhaftigkeit kommt. Schon fischen die Japaner ungescheut nach dem Strandgut aus dem Schiffbruch der englischen Herr-

schaft im Stillen Ozean, in China, in Mikronesien, nun auch im benachbarten Mexiko. Mißtrauisch und unschlüssig sehen die Amerikaner dem gefährlichen Treiben der gelben festgeschlossenen Nation zu. In Washington und San Franzisko müßten die Leute ja blind sein, wenn sie die Gefahr nicht erkennten, die langsam aber sicher von Westen heranschleicht an die Union. Und in einer solchen Zeit, wo die japanische Gefahr bereits drohend an die amerikanischen Pforten pocht, verkauft man da drüben sinnlos in elender Dollargier das notwendigste Kriegsgut nach England, Rußland und Frankreich; wo man doch aus den harten Lehren dieses Krieges lernen sollte, wo man wissen müßte, daß die Stunde kommen wird, in der man Waffen und Wehr braucht zur Verteidigung der eigenen Erde! Wie wird das enden? Über Nacht sind die Vorgänge im zukunftsreichen Stillen Ozean aktuell geworden. Was dort sich vorbereitet, ist die Lösung einer weltgeschichtlichen Zukunftsfrage: Wer wird der Erbe sein der englischen Flagge im Großen Ozean, die heute schon vor unseren Augen sich niedersenkt? Die weiße Rasse in Amerika oder die gelbe in Asien? —

Man weiß, daß dieses Meer, das über Nacht der neueste Tummelplatz der Weltpolitik geworden ist, am Ende nichts anderes darstellt, als die weite Totendecke für einen untergegangenen Erdteil, vielleicht den größten. Niemand vermag heute zu sagen, wann und wie die Weltkatastrophe hereinbrach, noch die Höhe der vernichteten alten Kultur zu ahnen, über deren Massengrab der endliche unerbittliche Richterspruch alles Irdischen steht: Versunken und vergessen! Nur schüchtern klingen uralte neusee-

ländische Sagen von einer gigantischen Weltkatastrophe im Stillen Ozean an das tragische Lied an, von der Sintflut im Pentateuch. In dem neuseeländischen Waikarewarewa, auf dessen schwankendem Geiserboden man dem Erdgeist näher ist als sonst, erzählte die geistvolle Maori-Ahnfrau, die berühmte Maggi, oft davon. Und jahrhundertelang ist es in diesen weiten Meeren fast unheimlich still geblieben, nirgends Verkehr, nirgends Leben und Handelslärm. In grauer Dämmerung lebte man dahin, als wenn man eine heilige Scheu davor gehabt hätte, den bösen Erdgeist tief unter der Meeresdecke zu neuen Wutanfällen gegen die Menschheit aufzuwecken. Die Spanier und die übrigen europäischen Völker, die ihren Spuren folgten, haben im Stillen Ozean jahrhundertelang lediglich den ödesten Raubbau getrieben, weder nennenswerten Handels- und Schiffsverkehr noch abendländische Kulturstätten geschaffen. Auch von englischer Seite ist entfernt nicht so viel geschehen, wie man gewöhnlich annimmt. England hat das zukunftsreiche Australien, das heute eine der Weizenkammern für das britische Weltreich geworden ist, durch brutale Menschenjagden entvölkert, es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Sklavenketten einer Verbrecherkolonie in seiner Entwickelung zurückgehalten und in Neuseeland schonungslos mit Feuer und Schwert versucht, das prachtvolle Volk der Maori, der nächsten Stammesverwandten der Samoaner, von der Erde zu vertilgen. Das ganze weite Mikronesien überließ man gewissenlos dem wüsten Treiben von Riffpiraten und Walfischfängern. Und das alles geschah im Namen der christlichen Kultur! So wurde die weite See da draußen das Gelobte

Land für Abenteurer und Verbrecher aller Hautfarben und der Schauplatz der phantastischen Seeromane von Stevenson und seinen Nachahmern. Für die Hebung des Seeverkehrs, für die Förderung von Handel und Kultur geschah fast nichts. Und wenn einmal in jener weiten Wasseröde englische Kriegsschiffe die Flagge zeigten, so geschah es nur, wenn die Greueltaten der Seeräuber gar zu laut zum Himmel emporschrieen. Als ich im Anfang der neunziger Jahre zum erstenmal in diese weltenfernen Gegenden hinauskam, gab es nur eine einzige regelmäßige Dampferverbindung — alle vier Wochen — zwischen dem Süden und dem Norden des gewaltigen Meeres. Der Not gehorchend, nicht aus eigenem Triebe, benutzte ich damals ein kleines norwegisches Segelschiff, um über die Tausende von Meilen in mein Schutzgebiet der Marschallinseln zu kommen. Von Sydney aus 30 Tage auf dem Meere, ohne Land zu sehen! Aber so lernt man die See kennen und lieben, in wundervoller Einsamkeit, allein mit sich, dem Himmel und dem Wasser. Es war eben da draußen noch vor wenigen Jahrzehnten, wie es im Anfange der Bibel von der Erde heißt, alles wüst und leer.

Kein Wunder also, daß bis tief in die Gegenwart hinein der Stille Ozean auch in der Politik noch fernab vom Guten und Bösen lag. Nur selten kam eine Kunde von dort nach Europa. Und was die europäischen Zeitungen brachten, war wenig mehr als abenteuerliche Geschichten von Zentaurenkämpfen und Menschenschmausereien der Eingeborenen, für das moderne Sensationsbedürfnis wirkungsvoll aufgemacht. Wer noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts von einer Politik im fernen

Osten gesprochen hätte, würde bei zünftigen und unzünftigen Politikern ob solcher Phantasien nur einem mitleidigen Achselzucken begegnet sein. Der Teufel der Machtpolitik, des heutigen Imperialismus, hatte im Stillen Ozean seine blutige Arbeit noch nicht begonnen. Aber trösten wir uns — die Geschichte lehrt, daß hinter ihm her stets ein Engel zieht, der mit seiner Friedenspalme wieder neues Leben aus den Ruinen zaubert.

2. Deutsche Kulturarbeit im fremden Land.

„Die derbe wuchtige Urkraft,
Recht eigen der Germanen Natur,
Genährt, gepflanzt durch Kunst und
Wissenschaft
Fördert der weiten Welt neue Kultur."
Aus dem Japanischen des Vicomte Aoki.

An keiner anderen Stelle der Erde erscheinen die Entwicklungsperioden der menschlichen Kulturgeschichte so unvermittelt nebeneinander, wie dort im Stillen Ozean. Neben den kulturellen Urgesteinen der Reste von Naturvölkern in Australien, auf den Rieseninseln und in den zentralen Archipelen die grundverschiedenen indischen und chinesisch-japanischen Kulturen im Westen und Norden des Meeresbeckens — viel tausend Jahre älter, als die mythische Zeitrechnung unserer Bibel. In Mexiko, Zentralamerika, in Chile und Peru, in den Philippinen und zum Teil auch in den holländischen Inseln treten die Übergangsperioden des Verschmelzungsprozesses von alter Kulturarbeit mit der europäischen Bildung des Entdeckungszeitalters sichtlich zutage. Dazu kommen endlich die jüngsten „Korallengebilde" der modernen englisch-amerikanischen Zivilisation, die in Kali-

fornien und in Australien auf den verwitterten Grabsteinen des Urvölkerlebens fast unter unseren Augen emporgeschossen sind. Endlich ein weites tropisches Neuland, das nennenswerte Kulturleistungen im heutigen Sinne noch nicht aufweist und aufgespart zu sein schien für neue europäische und insbesondere deutsche Kolonisationsarbeit: das mikronesische Gebiet. —

Gerade heute ist es für das deutsche Volk von besonderem Interesse, sich der Tatsache zu erinnern, daß vor 100 Jahren ein Deutscher von Geburt der Pfadfinder für dieses weite insulare Neuland im Stillen Ozean geworden ist: der Kapitän von Kotzebue, der Sohn des unglücklichen Lustspieldichters. Und auch seinen wissenschaftlichen Begleiter, Adalbert von Chamisso, darf man mit Fug und Recht als Deutschen ansprechen. Wer kennt im deutschen Land nicht seine rührende Erzählung der Schicksale Peter Schlemihls, der nichts anderes ist als das packende Urbild des gemütvollen Deutschen in der Fremde! Bei meinen Kreuz- und Querfahrten im Stillen Ozean konnte ich oft den Spuren der beiden Männer folgen. Als ich im Jahre 1894 auch nach der Ratakinsel Wotje kam, traf ich dort neben dem Krankenlager des Häuptlings Murgil den letzten noch lebenden Zeugen jener merkwürdigen Forschungsreise. Und jedesmal, wenn ich bei der Durchsicht meiner alten Reisephotographien das Bild des greisen kanakischen Herrn mit dem Runengesicht und dem langen dünnen Ziegenbart finde, freue ich mich an dem Gedanken, daß es Deutsche gewesen sind, die diesen späteren Tummelplatz der jungen deutschen Kolonialbewegung zuerst erforscht haben. Sonst aber sind die Deutschen

von allen Kulturvölkern die letzten gewesen, die auf dem Arbeitsfelde im Stillen Ozean als Mitbewerber erschienen. Sie fanden dort nur wenige weiße Leute. — Und die waren auch danach. Es ging den neuen Ankömmlingen wie dem Trinkulo im „Sturm": Der liebe Gott führte sie mit gar wunderlichen Schlafburschen zusammen. Was sich an Europäern dort vorfand, hatte meist unter dem weißen Fell ein recht dunkles Gewissen. Auch zu meiner Zeit noch durfte man nicht jeden Koprahändler oder Schunerkapitän auf Treu und Glauben fragen: „Woher er kam der Fahrt, noch wie sein Nam' und Art!"

In jener wilden Zeit waren die einzigen Kulturträger da draußen die Sendboten der verschiedenen christlichen Missionen. Bei allem Segen aber, den sie unter den Eingeborenen geschaffen haben, litten die Missionare mit seltenen Ausnahmen an demselben Grundfehler: sie waren weit weniger darauf bedacht, die farbigen großen Kinder zuerst zu Menschen zu bilden, bevor sie aus ihnen Christen machten. Daneben hatte die Missionstätigkeit fast immer einen recht „weltlichen" Beigeschmack gehabt. Die englischen Missionare sind, wie überall in der Welt, so auch im Stillen Ozean stets ausgesprochen politische Agenten der britischen Weltherrschaft gewesen, aber auch des Handels. Das berüchtigtste Beispiel dafür ist wohl der ehemalige Missionar Stokes, den vor zwei Jahrzehnten die Kongo-Regierung um keiner anderen Tugend willen aufhängen ließ, als weil diese christliche Seele Hinterlader an die Schwarzen verkauft hatte. Die englische Mission kennt eben nun einmal das Evangelium nur in dem buntfarbigen Einband des

„Union-Jack". Ihren Kampf gegen die Bedürfnislosigkeit der Eingeborenen nehme ich ihnen dabei durchaus nicht übel. Mit Leuten, die keine europäischen Bedürfnisse haben, nichts kaufen und eintauschen, kann man keinen Handel treiben. Und wenn die englischen Missionare überall, auch in jenen tropischen Zonen von infernaler Hitze, die Eingeborenen von dem Vorteil haltbarer Hemden und Hosen an Stelle der landesüblichen Grasröcke und Feigenblätter zu überzeugen suchten, so taten sie es zunächst zwar im Namen der christlichen Moral, aber letzten Endes ganz gewiß auch — im Interesse des heimischen Leinenhandels. Die Boston-Missionare des amerikanischen Dienstes im Stillen Ozean machten das auch. Aber man kann diesen Amerikanern — und ich habe sie jahrelang aus nächster Nähe sorgfältig überwachen können — doch die Anerkennung nicht versagen, daß sie da draußen an tüchtiger Kulturarbeit unvergleichlich mehr geleistet haben, als die englischen Missionare. Ihrer aufopfernden Tätigkeit ist es in erster Linie zu danken, daß in den Inselgebieten aus wilden Menschenfressern und blutgierigen Riffpiraten friedliche Menschen geworden sind. Die Amerikaner beschränkten sich nicht allein auf Beten, Singen und Teetrinken. In den Marschall-Inseln gab es schon zu meiner Zeit keine jungen Leute mehr, die in der amerikanischen Missionsschule auf Kusaie nicht lesen und schreiben gelernt hatten. Bedauerlich ist es nur, daß sie gleich den Engländern auf den einzelnen Inseln fast ausschließlich schwarzbraune Hirten für die Kanaker-Schäfchen verwenden. Blinde eignen sich aber nicht zu Blindenführern. Am allerwenigsten sollte es erlaubt

sein, diese wunderlichen Heiligen auch auf uns in Deutschland loszulassen; auch nicht um der Kuriosität willen, oder weil sie „weit her" sind. Habe ich doch einen dieser Untermissionare, namens Nanepei, der zu meiner Zeit ein einflußreicher Häuptling in dem blutüberströmten, damals noch spanischen Ponapé war, vor zwei Jahren zu meiner nicht geringen Überraschung — in Steglitz wieder getroffen. Dieser alte, äußerst gerissene Bursche mit einer recht fragwürdigen Vergangenheit, der da draußen in den Karolinen noch in der „schattigen Livrei der goldenen Sonne" und im festlichen Grasrock herumwandelte, verkündete im schwarzen Habit als frommer Nachmittagsprediger das Evangelium, ausgesucht — den Berlinern! —

Nun, Mission ist nur ein Hilfsmittel der Kultur, wenn auch ein recht wichtiges. Nach einem alten Wort holt zwar das Gebet den Segen vom Himmel, aber ebenso sicher ist es, daß allein die Arbeit ihn aus der Erde gräbt. Niemand, der über das Meer geht, um an der Erschließung von Neuland mitzuarbeiten — gleichviel ob als Missionar, ob als Kaufmann, als Pflanzer oder Händler — darf in seinem kolonisatorischen Beruf vergessen, daß die Arbeit die beste Erzieherin der Menschheit ist. Darum wird in überseeischen Gebieten die erste wichtigste Grundlage, sozusagen die Elementarschule für alle Kultur, stets die Erziehung der eingeborenen Bevölkerung zur Arbeit sein. Und das deutsche Volk, das in die Gebiete des Stillen Ozeans hinausgezogen ist, hat nach dieser Richtung hin den andern ein gutes Beispiel gegeben. Die Angelsachsen überließen die Fronarbeit überall, wo sie hinkamen, den Eingeborenen

allein, in den amerikanischen Küstengebieten den Negern und Chinesen, in den Insel-Archipelen den Kanakern; auch die Inder holten sie herbei, so nach den Fidji-Inseln. Die Deutschen haben überall selbst die Hände mit gerührt, auch in den tropischen Ländern; sogar vor der furchtbaren Arbeit des Zuckerschneidens in Queensland schreckten sie nicht zurück. Stephan von Kotze weiß in seinem köstlichen Humor ein Liedchen davon zu singen. Für Nichtstuer hat heute die Erde keinen Platz mehr, und jede ehrliche Arbeit, das tägliche Brot zu verdienen, ist gleich anständig. Mit dieser Arbeitsfreudigkeit haben unsere Landsleute auch im Stillen Ozean sich ihr bescheidenes Plätzchen an der Sonne zu erwerben verstanden. Darum wird die deutsche Arbeit in der Kulturgeschichte des Stillen Ozeans, auch wenn wir die Letzten waren, die dort hinauskamen, immer ein sehr bedeutsames Moment bilden; aber nicht nur für das jungfräuliche Neuland des weiten Inselgebietes, sondern auch für die modernen Staatengebilde auf spanischer, englischer und amerikanischer Kulturunterlage.

Unternehmende Kaufleute aus Hamburg und aus dem hannoverschen Land sind es gewesen, die schon um die sechziger Jahre dort draußen von den Philippinen bis nach Samoa die Bahn frei machten für den europäischen Handel und damit für die abendländische Lebenskultur. Die Organisation des für die deutsche Industrie und Landwirtschaft gleich wichtigen Koprahandels in Verbindung mit dem Austausch europäischer Erzeugnisse aller Art ist ihr Werk und ihr Verdienst. In Honolulu, in Queensland, in den Fidji-Inseln bauten die deutschen

Kolonisten Zuckerrohr und gründeten die ersten Zuckermühlen. Klaus Spreckels aus dem hannoverschen Lambstedt heißt in Amerika nicht umsonst der „Zuckerkönig“. Auch für die blühende amerikanische Zuckerrübenindustrie ist der alte Klaus der Bahnbrecher gewesen. In den westlichen Küstenstaaten von Amerika, in Mittel- und Südaustralien sind die Deutschen die führenden Weizenbauern geworden. Ihnen verdankt man auch die Kultur der europäischen Baumfrüchte vom Apfel bis zur Zitrone, vor allem auch die Einführung der Weinrebe. Kalifornien rühmt sich heute der umfangreichsten Weingelände und der größten Weinkellereien der Welt. Diesen Ruhm verdankt es den deutschen Weinbauern aus der Rheinpfalz, Baden und dem Moseltal. Aber ich glaube nicht, daß die australischen Weinanlagen um Seppeltsfeld herum und die dortigen Weinkeller mit ihren Riesenfässern, die das berühmte Heidelberger Gebind bei weitem überragen, zurückstehen hinter den kalifornischen. Der alte Seppelt, an englischen Pfunden und an Kindern reich, ist der anerkannte Weinkönig im Antipodenlande. Das deutsche Weinland von Tanunda, Hahndorf, Lobethal, Blumberg ist ein einziges großartiges Ehrendenkmal deutschen Fleißes. Überall klingt heute noch dort die deutsche Zunge und das deutsche Lied. In dem abgelegenen Neuseeland kennt man allerwärts die Gilde der deutschen „Zwiebelbauern“, die fast die ganze Südsee mit der dort sehr begehrten Gartenfrucht versorgen. In den größeren Küstenplätzen an der ganzen amerikanischen Küste und überall in Australien sind es die Deutschen recht eigentlich gewesen, die den Handwerkerstand schufen. Sie waren die ersten

Bierbrauer in Kalifornien, in Australien und später auch in Japan und China. Wo es in den Ländern des Stillen Ozeans Industrien gibt, gründen sich ihre Anfänge auf deutscher Arbeit; überall, wo das deutsche Volk auftrat, wurde es der Sauerteig des wirtschaftlichen Lebens.

Unzweifelhaft tritt der Einfluß der deutschen Kulturarbeit am stärksten bei der Erschließung des australischen und kalifornischen Landes zutage. Das sind zugleich die beiden Gebiete im Bereich des Stillen Ozeans, denen eine Masseneinwanderung von Hunderttausenden von Deutschen zugeflossen ist. In den dortigen Volksmischungen steht der deutsche Stamm gleich hinter der angelsächsischen Rasse, an zweiter Stelle. Dort unter englischer Flagge, hier unter den amerikanischen Streifen und Sternen. Der insulare Charakter, den Kalifornien bis zur Erbauung der ersten Pazifikbahn im Jahre 1869 seiner gänzlichen Abgeschlossenheit von dem amerikanischen Osten verdankte, machte diesen amerikanischen Staat mit Australien schicksalsverwandt. Sie sind beide jahrelang in ihrer Erschließung von ihren Besitzern unverantwortlich vernachlässigt worden. Ihre Kultur reicht nicht über die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinaus. Dort wie hier gab es das wilde Intermezzo eines Hexensabbats der Goldfunde; und dahinter kam eine treibhausartige Entwicklung zu glänzender Blüte. Was bei uns im alten Europa jüngste Vergangenheit ist, hat dort den Vollwert der Geschichte. Alles drängt sich auf den engen Zeitraum von kaum einem Jahrhundert zusammen, und die kurze Spanne von zehn Jahren bedeutet so viel wie bei uns eine Epoche. Was

wir in unserer Jugend über große Völkerwanderungen und Bildung neuer Staaten nur gelesen und gelernt haben, das hat sich dort draußen in stürmischem Entwicklungsprozeß vor unseren leibhaftigen Augen abgespielt unter Anteilnahme von Hunderttausenden von Deutschen. Keine Geister der Geschichte gehen da draußen um, noch erinnern steinerne Zeugen an eine tausendjährige Kulturvergangenheit. Die beiden glänzendsten Metropolen von Australien und Kalifornien, Melbourne und San Franzisko waren vor etwa 60 Jahren noch Marktflecken mit ein paar Hütten und einer Whiskyschänke. Heute stehen sie an Bedeutung für den Welthandel hinter europäischen Haupthandelsplätzen wie Hamburg und Amsterdam nicht mehr zurück. Auckland, die natürliche Hauptstadt Neuseelands, heute neben Sydney eine Königin des Südseehandels, ist etwa um dieselbe Zeit wie San Franzisko gegründet. Als ich im Jahre 1908 zum ersten Male das neuseeländische Wunderland, ein fortlaufendes Kinobild aus Tausend und einer Nacht, besuchte, sprach ich auch bei dem Gründer Aucklands, Sir John Campbell vor. Beim fünfzigsten Jubeltag der Stadt ist dem alten Medizinmann der Adel verliehen worden. Der geistig und körperlich noch frische „Vater der Stadt" — damals bereits 93 Jahre alt! — zeigte mir in seinem Garten die blechbedachte Blockhütte, die er nach seinem Eintreffen mit einem armseligen Segelboot in dem Hauraki-Golf 1840 gebaut hatte. Das war das erste Haus dieser heute so mächtigen Tropenstadt — von ausschließlich Holzpalästen, denn der unruhige Feuergeist unter der neuseeländischen Erde duldet dort keine Steinbauten. Auch

das Parlament in Wellington muß sich bis auf den heutigen Tag noch — mit Holz begnügen! —

In Kalifornien und in den benachbarten Küstengebieten kommt das Deutschtum auch im öffentlichen Leben stark zum Ausdruck. In Australien ist das weniger der Fall. Hier wohnen nur etwa hunderttausend Deutsche, die deutsche Sprache und heimisches Wesen sich bewahrt haben; alle übrigen sind bereits im englischen Meer unwiederbringlich verloren gegangen. Dort ist die Einwohnerzahl gewaltig größer. Aber in der Kopfzahl allein liegt der stärkere Einfluß des Deutschtums in Kalifornien nicht. Es ist das stolze Selbstbewußtsein, das die eingewanderten Deutschen den freien Amerikanern abgelernt haben, und das ein Verkriechen deutschen Wesens vor den anderen Nationalitäten nicht duldet. So zeigt sich das deutsche Leben in Amerika nicht allein in den vier Wänden von Kirchen, Schulen und Vereinen; werbend und wirkend tritt es auch öffentlich auf allen Gebieten des geistigen Lebens ohne Scheu heraus. Man feiert Washingtons Geburtstag, aber auch den des Deutschen Kaisers. Das Deutschtum ist eine Macht geworden, mit der man rechnen muß, auch in der Politik und in der Presse. Gemütstiefe Dichter, vortreffliche Publizisten sind auf dem Boden des amerikanischen Deutschtums erstanden, die nicht müde geworden sind, den Deutschen das Gewissen zu schärfen; vor allem zum Festhalten an der deutschen Sprache und dem alten Vaterland:

Kein Baum gehörte mir von Deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf Deinen Roggenfeldern;

Und schutzlos hast Du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich mehr, und weniger mich selbst zu lieben.
Und dennoch lieb' ich Dich, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie Deine Fortgewanderten Dich lieben,
Bald würdest Du zu einem Reiche werden
Und Deine Kinder gingen Hand in Hand;
Sie machten Dich zum größten Land auf Erden,
Wie Du das beste bist, o Vaterland!

Das war die deutschnationale Stimmung, die überall jenseits des Ozeans in der deutsch-amerikanischen Dichtung zum Ausdruck kam, auch in Kalifornien. Die zweite Heimat galt nur als Pflegemutter, die rechte Mutter blieb Deutschland. Und dieser Pulsschlag warmen heimatlichen Empfindens für deutsche Sprache und deutsches Wesen durchzieht besonders fühlbar die großen Städte, vor allem San Franzisko, die stolze Herrscherin des Stillen Ozeans.

Demgegenüber hat das Deutschtum in Australien lange Zeit fast ganz auf ein Hervortreten im öffentlichen Leben verzichtet. Es hat niemals das Glück gehabt, unter eine einheitliche geistige Führung zu kommen. Was von Deutschland aus den Kreisen der höheren Schulen oder mit Universitätsbildung ausgewandert ist, wandte sich in der Zeit der Segelschiffe dem näheren Amerika zu. Auch von denen, die über die wilde Jagd nach dem republikanischen Irrlicht 1848 das köstlichste Gut des

Menschen, das Vaterland, verloren und sich über das Meer retteten, faßte die Mehrzahl in den Vereinigten Staaten festen Fuß. Nach dem fernen Australien sind nur einzelne damals gekommen; außer dem australischen Botaniker Professor v. Müller und dem Freunde Mommsens Dr. Püttmann wüßte ich kaum noch Namen zu nennen. Der Sohn Püttmanns ist der einzige deutsch-australische Dichter geworden; aber auch nur „ein kleines stilles Leuchten". Die erste Masseneinwanderung nach Australien setzte sich eben fast ausschließlich aus Bauern, Landarbeitern, Handwerkern zusammen. Das war etwa um das Jahr 1836. Damals waren in Preußen die trüben Tage der Unionswirren heraufgezogen. Es war damit leider so weit gekommen, daß sich der Staat Friedrichs des Großen bis zu Religionsverfolgungen hinreißen ließ. Im brandenburgischen Land aber waren die „Paul Gerhardts" noch nicht ganz ausgestorben; und die unglücklichen Polizeimaßnahmen des Ministers v. Altenstein brachten es im neunzehnten Jahrhundert fertig, noch einmal Märtyrer zu schaffen — in der lutherischen Kirche. Ganze Gemeinden mit Kind und Kegel, Pfarrer und Lehrer an der Spitze, verließen in dieser Zeit die Heimat auf Nimmerwiedersehen. Ein sehr großer Teil von ihnen kam damals mit Segelschiffen nach Südaustralien, besiedelte das Gartenland im Murray-Tal; viele Tausende folgten noch nach Jahren der ersten glücklichen Einwanderung. Diesen rein bäuerlichen Charakter, durchtränkt von einer unerschütterlichen Frömmigkeit, aber auch von der ganzen konfessionellen Starrheit des altlutherischen Bekenntnisses haben die deutschen Siedelungen in Australien sich bis

auf den heutigen Tag erhalten. So ist es gekommen, daß das Deutschtum da unten nichts von der Schwungkraft der neuen Zeit hat. Es erscheint wie eine Art Aschenbrödel im modernen englischen Hause. Wo es einmal hervortritt, zeigt es die ängstliche Bescheidenheit des verschüchterten Landmädchens, das zum erstenmal ein vornehmes Gasthaus der Großstadt betritt. Das deutsche Leben in Australien hat auf den ersten Blick einen stark weltfremden Zug, aber darum pulsiert es doch in herzerfrischender Treue zur fernen Heimat. Es blüht fernab vom großen Weltgetriebe still, wie ein Veilchen im Verborgenen.

Wer die Deutschen nur nach dem australischen Großstadtleben beurteilen wollte, könnte wohl versucht sein, von „einem traurigen Kapitel des Deutschtums" zu sprechen. In solchen Welthafenplätzen wie Sydney und Melbourne wird viel wertloses Strandgut angetrieben; und es gibt am Ende in allen Nationen charakterlose Landstreicher, die gleich hinter den vaterländischen Grenzpfählen sich mit dem abgetragenen Rock der nächsten fremden Vogelscheuche neu uniformieren. Aus diesem Volk rekrutieren sich jene schamlosen Überläufer in England, die heute das eigene Nest beschmutzen, indem sie unbekümmert um die Kriegsnot ihres Volkes in das Schmähen gegen das deutsche „Barbarentum" einstimmen. Gewiß den nationalen Selbstmord in der Not um das tägliche Brot im englischen Land lernt man begreifen, wenn man das Elend unbedachter Auswanderer in der Fremde so oft vor Augen gehabt hat. Aber über alle Maßen verächtlich ist es, wenn einer der reichsten deutschen Männer in Australien und Ehren-Konsul des Reichs dazu, gleich

nach dem Ausbruch dieses Weltkrieges nichts Eiligeres zu tun hatte, als zum englischen Gouverneur zu stürzen und sein Deutschtum kläglich abzuschwören. Wenn es mit diesem Manne einmal zum Sterben kommt, wird das Bild seines ehrwürdigen Vaters, der als schlichter Landpastor mit seiner ganzen Dorfgemeinde nur um des Gewissens willen unter Tränen die deutsche Heimat verlassen mußte, beschämend vor seine Seele treten! Aber das sind doch, Gott sei gedankt, Ausnahmen; und treue patriotische Männer gibt es auch in den australischen Großstädten genug, die in dieser schweren Zeit sich das kostbare Erbe ihrer Väter, deutsche Sprache und Art, zu wahren wissen werden, unbekümmert um das wahnwitzige Geschrei des englischen Pöbels. Wer freilich kerndeutsches Leben in Australien kennen lernen will, darf sich nicht die Mühe verdrießen lassen, ins Innere zu gehen bis zum Rande der wüsten Zone und bis hinauf in die Tropen Queenslands. Dort um Tanunda in Südaustralien, in den Gefilden der Darling-Downs bei Brisbane und im Hinterlande von Albury reiht sich ein deutsches Dorf an das andere; da findet man Steglitz neben Prenzlau, Heidelberg und Marburg, „Lobethal“ und „Murrenicht“, alle mit deutschen Kirchen und Schulen. Die deutschen Bauern zeigen dort überall, daß sie den Willen haben, deutsch zu sein und zu bleiben, wie es ihre Väter waren. Und dafür ist ihnen kein persönliches Opfer groß genug. Ich habe Kirchdörfer da draußen besucht, wo es nur einen einzigen Engländer von Geburt gab, — den Polizisten; und der besuchte die deutsche Schule, um — im englischen Lande deutsch zu lernen. Bei dem glänzendsten großstädtischen Festmahl in deutschen Krei-

sen, wo das berühmte australische Prunkgericht eines schwarzen Schwanes auf dem Tische stand, bin ich nicht so stolz auf meine Landsleute im fernen Antipodenland gewesen, wie tief im Innern unter meinen deutschen Bauern bei Kaffee und selbstgebackenem Kuchen! Oder wenn die Veteranen aus der Zeit der großen Kriege von 1866 und 1870, auf der Brust das Eiserne Kreuz und die Kriegsdenkmünzen, hoch zu Roß, mit der deutschen Flagge in der Faust, den Vertreter des Deutschen Reiches einholten in ihre neue Heimat! Und solange ich lebe, werde ich den erhebenden Augenblick nicht vergessen, wo ich Abschied nahm von einer der jüngsten deutschen Siedelungen im Queensländer Binjour-Plateau. Als ich an die deutsche Grenze kam, lag noch tiefdunkle Nacht über der Erde. Mit Weib und Kind hatten sich die Ansiedler versammelt und begrüßten mich mit dem alten Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott". Mächtige Holzstöße, die sie von weither zusammengetragen hatten, lohten empor über die wunderlichen Flaschenbäume und die riesigen Eukalypten. Sie wollten mir alle noch einmal die Hand drücken und Grüße mitgeben an die deutsche Heimat, an den Kaiser und die „Frau Kaiserin". Lange und wehmütig habe ich noch zurückgeschaut nach jener Stätte des Friedens, wo diese verbitterten und verhetzten Großstadtkinder in einer neuen Heimat sich zurückgefunden hatten zur Zufriedenheit und zu frommer Sinnesart. Und hoch über mir zog jener gigantische Scheinwerfer des Weltgeistes, flimmernd in Milliarden von Sternen, der Kriegskomet, dessen nur armseligen Abglanz man auch hier im Norden gesehen hat, der aber da draußen mit seinem Silberschleier fast

ein Drittel des ganzen Himmels bedeckte. Weit in der Ferne aber verklang schwächer und schwächer die vaterländische Weise von: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ —

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich das Reich mit den deutschen Schiffahrtsgesellschaften, Banken und Großindustrien in Ostasien eine weltwirtschaftliche und damit auch weltpolitische Stellung geschaffen. Die großen deutschen Massenansiedlungen in Australien und Kalifornien können sich natürlich in keiner Weise mit dem politischen Einfluß messen, der von dort ausgeübt worden ist und noch heute ausgeübt wird. Aber starke Stützen des Deutschtums bleiben diese Siedelungen im Stillen Ozean doch. Weder Flotten noch Armeen können sie ohne weiteres umwerfen. Und der Kampf der Deutsch-Amerikaner gegen die englische Brunnenvergiftung in den neutralen Ländern von Amerika zeigt zur Genüge, wie wertvoll das Eintreten eines geschlossenen Deutschtums im Auslande in der Öffentlichkeit und in der Presse zugunsten der alten Heimat sein kann. Aber politische Machtfaktoren im Interesse des Reiches — und darauf muß es der deutschen Weltpolitik doch in erster Linie ankommen — können diese Auslandsdeutschen nur werden und bleiben, wenn sie in dauernder Fühlung mit Deutschland erhalten, richtig geleitet und geschickt benutzt werden. Man wird nicht gerade behaupten können, daß das in den vergangenen Tagen immer geschehen wäre. Heute bemerkt man überall hastige, krampfhafte Anstrengungen, um im Auslande das Versäumte nachzuholen; oft vergeblich, wie man es eben wieder in Italien

gesehen hat. Aber das zeigt nur, wie viel ehedem gefehlt ist, und daß man den Brunnen zudecken will, nachdem das Kind hineingefallen ist. Es kann kein Zweifel sein: die deutsche Preßleitung hat mit ihrer Arbeit im Auslande bis zum Ausbruche des Weltkrieges völlig versagt. Die natürlichste Unterlage für eine solche deutschfreundliche Bodenkultur des Auslandes ist aber gerade das Deutschtum unter fremder Flagge. Und dafür ist blutwenig geschehen. Für die Mahnungen der Reichsvertreter in diesen Siedelungsgebieten hat man kaum ein Ohr gehabt. Wer die mühselige Arbeit eines getreuen Eckehard in der Fremde auf sich nahm, drängte und trieb, durfte bei seinen „Obern" in Berlin auf allzuviel Dank nicht rechnen. Das waren „unbequeme" Leute! Den Reichstag trifft hier ausnahmsweise nicht die Schuld. Am Königsplatz hat man für keinen andern Zweck eine so freigebige Hand gehabt, als gerade für die Unterstützung der deutschen Bestrebungen im Auslande. Auch hat es an parlamentarischen Anregungen zur Einstellung von größeren Mitteln in den Reichsetat nicht gefehlt, um das Deutschtum im Auslande so lange wie eben möglich lebenskräftig zu erhalten und für den Fall der Not auch politisch stark zu machen. Und jeder, der im Auslandsdienste tätig gewesen ist, weiß doch aus eigener Erfahrung, daß man recht viel zur Erhaltung des ringenden Deutschtums tun kann, wenn man nur den ernsten Willen hat.

Vor einigen Jahren besuchte ich auch Tasmanien, die südlichste Insel von Australien, die gerühmte Heimat der hochstämmigen Farne und der Riesen-Kauritannen. Hoch oben über der

Hafenstadt Hobart, an dem Abhange des Mount Wellington liegt ein deutsches Dorf, das um die Mitte der achtziger Jahre von etwa hundert Bauernfamilien aus Schleswig-Holstein gegründet worden ist. Es trägt den Namen „Bismarck". Als ich nach Hobart kam, sprachen die Kinder da oben ohne Ausnahme englisch, und auch bei den Eltern begann die deutsche Sprache bereits stark zu wanken. Es ist dann sofort dafür gesorgt worden, daß ein deutsch-australischer Pastor dort hinaufzog als Lehrer und Seelsorger; und der hat die deutschen Schäflein vorläufig gerettet, ehe sie von dem englischen Dornengestrüpp ganz erstickt wurden. Seitdem herrscht dort wieder die deutsche Sprache; und alljährlich zum Weihnachtsfest versammeln sich die Deutschen aus der ganzen Umgegend um ihren Konsul zu einer deutschen Feier. Aber freilich kommt man auch manchmal zu spät. In dem neuseeländischen Christchurch steht eine stattliche Kirche, die noch vor wenigen Jahren der Sonntagssammelplatz einer deutschen Gemeinde war. Wenn ich durch die Straße kam, bin ich stets mit bösem Gewissen an dem Gotteshaus vorbeigeschlichen. Ein paar Jahre früher wäre es leicht gewesen, den Verkauf der Kirche an die Engländer zu verhindern. Heute bitten dort vielleicht englische Geistliche unsern Herrgott, wie es jüngst der „fromme" Pastor Campbell im Londoner Temple tat, daß „das höllische Reich des preußischen Antichristen vom Erdboden vertilget werden möge!" Und die Glocken im Turm, aus dem Metall der eroberten Geschütze von 1870, die das Deutsche Reich einst der Kirche geschenkt hatte, sie läuten die englischen Siegeslügen hinaus über die Stadt und das umlie-

gende Land, das seine Bodenkultur mit der deutschen Arbeit verdankt!

Innerhalb der deutschen Niederlassungen, namentlich in Queensland, Südaustralien und Neu-Südwales hatten sich in der letzten Zeit auch politische Ansätze herausgebildet. Wer dort vom Staate Grund und Boden erwirbt, muß — das sollte man endlich in Deutschland wissen — australischer Bürger werden. Die deutschen Bauern in Australien sind daher allzumal wahlberechtigt; und sie haben, solange ich dort war, nur dem Kandidaten ihre Stimme gegeben, der sein Mandat im Interesse des Friedens mit Deutschland auszuüben versprach. So kam es, daß bald in allen einzelstaatlichen Landtagen und im Gesamtparlament Gruppen von deutschfreundlichen Abgeordneten und Senatoren, zum Teil auch solche von deutscher Abstammung saßen. Eine Reihe von Ministern waren ebenfalls Deutsche von Geburt. So war der Minister des Auswärtigen in der Commonwealth lange Zeit ein ehemaliger deutscher Weinbauer aus Südaustralien. Abgesehen von zwei größeren deutschen Zeitungen in Brisbane und Adelaide bestanden auch sonst gute Preßbeziehungen, die man im deutsch-freundlichen Sinne ausnutzen konnte. Das war nicht unwichtig, zumal das japanische Bündnis der englischen Regierung im vollen Gegensatz zu dem Grundgedanken der australischen Politik des „Weißen Australien“ stand. Im Hinblick darauf gingen Ministerpräsidenten von Neuseeland und Australien so weit, offen zu erklären, daß Australasien — diese neue Bezeichnung soll die gemeinsamen Nationalinteressen der beiden Republiken

im Stillen Ozean zusammenfassen -- die Teilnahme an künftigen Kriegen Großbritanniens der eigenen Entschließung vorbehalten müßte. Faßt man das alles zusammen, so hat auch in Australien das Deutschtum sichtlichen politischen — wenn auch nur werbenden und versöhnenden — Wert für die deutsche Weltstellung. Aber ganz abgesehen davon, würde ein großes Maß von nationaler Gleichgültigkeit dazu gehören, dem langsamen Absterben des deutschen Wesens da draußen mit verschränkten Armen zuzusehen. Es handelt sich dabei um eins der völkischen Zehngebote, das keine Nation ungestraft vernachlässigen darf; mit einem fatalistischen Achselzucken des Arztes am Sterbebette: „Rettung unmöglich!“ ist gar nichts geschehen. Darum wird es auch für alle Zukunft die Pflicht Deutschlands sein und bleiben müssen, den englischen Tod dieser „verlorenen Söhne“ unter fremder Flagge, solange es irgend möglich ist, hinzuhalten; auch wenn man sich der Überzeugung nicht verschließt, daß das Deutschtum in englischen Gebieten nicht für alle Ewigkeit erhalten werden kann. Auch im Leben und in der Geschichte der Völker gibt es Entwicklungsgesetze, die keine Macht der Erde unwirksam machen kann.

Und mit unsern deutschen Auswanderern geht es uns leider wie mit den deutschen Prinzen und Prinzessinnen, die an das Ausland abgegeben werden. Die erste Generation bringt von der Heimat noch genügend nationale Widerstandskraft gegen die ausländische Umgarnung mit. Unter dem Einfluß von fremder Wesensart und Sprache auf der Straße und in der Schule wachsen die Kinder mit geteilten Gefühlen auf. Der Kampf

beginnt zwischen dem alten und dem neuen Vaterlande, und damit auch der Absterbeprozeß des Deutschtums. Bei den fürstlichen Auswanderern geht der Abstieg noch unvergleichlich schneller. Kein Beispiel kann dafür überzeugender sein, als das in der Person König Eduards VII. von England: der Sohn des kerndeutschen Prinzen Albert — Gemahls der Königin Victoria — der entschlossenste, gefährlichste Feind Deutschlands! Fürst Bismarck wünschte aus guten Gründen, daß deutsche Diplomaten keine fremden Frauen hätten. Vielleicht stellt man künftig in Deutschland auch die fürstlichen Verheiratungen unter Verbot, zumal in Deutschland selbst kaum Verlangen ist nach ausländischen Prinzessinnen. Nur in den allerseltensten Fällen haben sie unserem Vaterlande nennenswerten, niemals aber dauernden Vorteil gebracht. Jedenfalls aber gibt es für das deutsche Volk kein übleres Beispiel, als wenn deutsche Fürstlichkeiten ihr deutsches Wesen, und dazu vielleicht auch noch den alten Kirchenglauben von sich werfen, wie — um Bismarcks Wort zu gebrauchen — „einen abgetragenen Rock". Wie kann man da dem ungebildeten deutschen Auswanderer, wenn er in der englischen Fremde über den Kampf um das tägliche Brot „verengländert", aus demselben Fehl eine Todsünde machen?

Für die richtige Einschätzung des Deutschtums unter englischer Flagge sind zwei Gesichtspunkte von entscheidendem Wert vom Standpunkte des staatlichen Reichsgedankens aus. Zunächst der, daß in diesen alten Siedelungen aus der Zeit vor Gründung des Reichs die Adern deutschen Lebens bis zum endlichen Absterben unrettbar verkalken müssen, wenn ihnen nicht

von Zeit zu Zeit deutsches Blut zugeführt wird. Nach den Erfahrungen, die man in diesem Kriege mit England gemacht hat, wird aber niemand in Zukunft mehr wagen, Abwanderungen Deutscher nach englischen Gebieten noch das Wort zu reden. Es wäre das eine Sünde wider den heiligen Geist der deutschen Nation! Selbst der schlichteste Landarbeiter mit seiner begreiflichen Sehnsucht nach der eigenen Scholle wird heute und morgen lieber daheim „Wasser aus dem Schuh trinken“, als im australischen oder kanadischen Goldlande „Wein aus güldener Schale“. Und man kann im deutsch-nationalen Interesse den Engländern nur dankbar sein für die drakonischen Drohungen jenseits des Kanals selbst gegen die Deutschen, die im Schmelztiegel der Naturalisation schon englisch geworden sind. Das sind wirksamere Warnungen vor deutscher Auswanderung nach Australien und Kanada, als alles, was deutsche Behörden dagegen tun können. Und es ist bezeichnend, daß heute im Weltkrieg bereits Tausende von Deutschen den Staub des ungastlichen Kanada von ihren Füßen schütteln und nach den Vereinigten Staaten übertreten! Nein, dieser Krieg wird mit der Vorliebe der deutschen Auswanderer für englische Gebiete, so sehr man auch bisher von dorther gelockt hat und nach dem Frieden wieder locken wird, gründlich aufräumen. Von der englischen Blutverwandtschaft wird das deutsche Volk nichts mehr wissen wollen; kein Mensch glaubt heute mehr daran, daß englisches Blut dicker als Wasser sei. Es wird etwas radikal klingen; aber man sollte die *Auswanderung nach englischem Land in Zukunft wie Kriegskonterbande* ansehen. Milli-

onen von kräftigen deutschen Männern sind in dieser Auswanderung nach englischen Gebieten dem Reich verloren gegangen, ganze Generationen deutschen Blutes haben England frische Kraft zugeführt zum heutigen Weltkrieg gegen die deutsche Nation. Wer mag wissen, wie viel Söhne und Enkel von deutschen Kriegern aus den Jahren 1866 und 1870 heute als Australier, Kanadier oder Südafrikaner Schulter an Schulter mit Franzosen, Russen und Japanern gegen das Land ihrer Väter die Waffen führen? In seiner Fabrik, erzählte dieser Tage ein Abgeordneter im englischen Parlamente, habe er einen deutschen naturalisierten Arbeiter, dessen drei Söhne im Felde gegen die Deutschen stehn! Nur ein Beispiel von Tausenden. Jeder, der in englischen Gebieten als „deutscher Reichsknecht" seines Amtes gewaltet hat, weiß ein trauriges Lied davon zu singen, wie da draußen jahraus jahrein kostbares wehrfähiges Deutschtum untergeht im englischen Meer. Mit diesem nationalen Elend muß es ein für allemal ein Ende haben nach dem Weltkriege. Diese Art der Verschwendung der deutschen überschüssigen Volkskraft an England sollte in Zukunft einem Verrat am Vaterlande gleichkommen!

Und damit ist auch schon die weitere Frage nach dem Wert der Auslandsdeutschen für die Wehrkraft des deutschen Volkes im wesentlichen beantwortet. Soweit deutsche Auswanderer eine fremde Nationalität erworben und damit die deutsche aufgegeben haben, scheiden sie aus der Berechnung der Kriegsstärke des Reiches überhaupt aus. Das würde bei den Hunderttausenden von Deutschen, die in Australien, Kanada

und auch in Kalifornien seßhaft geworden sind, fast ausnahmslos der Fall sein. Weiter war schon vor dem Kriege mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die wehrpflichtigen Deutschen in feindlichen Gebieten an der Heimreise nach Deutschland würden verhindert werden. Und endlich hat die Nichtachtung der bisherigen völkerrechtlichen Grundsätze in der Behandlung der Wehrpflichtigen auf neutralen Schiffen gezeigt, daß auch die Auslandsdeutschen in neutralen Ländern für die Verstärkung des deutschen Heeres in einem Kriege mit einem Feinde nicht mehr in Frage kommen, der, wie heute noch England, die Meere beherrscht. Der Weltkrieg erbringt also den unwiderleglichen Beweis, daß die Auslandsdeutschen in überseeischen Gebieten, so wie die Dinge heute nun einmal liegen, für die Wehrkraft des Reiches einen tatsächlichen Wert nur noch in den seltensten Fällen haben. Ja, der Menschenfang der englischen und französischen Kriegsschiffe von Tausenden wehrloser Deutscher hat darüber hinaus noch dem Reiche den Nachteil erbracht, daß unsere Gegner in diesen deutschen Zivilgefangenen heute ein Faustpfand von erheblichem Gewicht in den Händen haben. Es wird vielfach behauptet, daß das nicht — wenigstens nicht in dem Umfang — hätte zu geschehen brauchen. Vielleicht nicht mit Unrecht. War das Eingreifen Englands in den Krieg und damit die Sperrung der Seewege wirklich nicht vorauszusehen? Ich glaube doch. Nach allem, was bis heute bekanntgegeben ist, hätte man den Konflikt mit England zum mindesten als naheliegende Möglichkeit in die politischen Vorberechnungen einstellen und die überseeischen Anordnungen an die Reichsver-

tretungen im Auslande im voraus so treffen sollen, als wenn diese Möglichkeit eine Gewißheit wäre. Es hieße doch das Auswärtige Amt beleidigen, wenn man ihm den naiven Glauben zutrauen wollte, daß England im Kriege vor dem völkerrechtlich gewährleisteten Schutz der heimkehrenden Deutschen haltmachen würde! Die Auslandsdeutschen erhielten von den Vertretern des Deutschen Reiches überall ihren Einberufungsbefehl. Sie gaben ihre Stellungen auf und eilten auf dem kürzesten Wege zum nächsten Hafen. Nirgends fanden sie einen Wegweiser, niemanden, der sie rechtzeitig über die Unmöglichkeit belehrte, die Heimat sicher zu erreichen. Planlos wie eine hirtenlose Herde sind sie dahin und dorthin geirrt, um endlich entweder unter schweren persönlichen Verlusten wieder an ihren alten Wohnort zurückzukehren, oder um zu Tausenden und aber Tausenden dem harten Schicksal der Gefangenschaft zu verfallen. Wie viele von diesen Unglücklichen deckt heute bereits die fremde Erde! Von geradezu erschütternder Tragik ist hier das Ende des kühnen Polarfahrers Dr. Bichler, der von dem englischen Hilfskreuzer „Viknor" auf hoher See aufgegriffen wurde und später mit diesem Schiffe unter deutschem Feuer untergegangen ist. In allen Kreisen, die sich mit der Frage der Auslandsdeutschen beschäftigen, erwartet man, daß die praktischen Erfahrungen im Weltkrieg auch nach dieser Richtung hin auf die Wilhelmstraßenweisheit fruchtbringend einwirken. Mit der beschaulichen Selbstgenügsamkeit unter dem Schatten der allzu wackeligen Pagode des Völkerrechts und der paragraphierten Beamtenengherzigkeit muß endlich nach dem Kriege gründlich

aufgeräumt werden. Der Durchzug des frischen Frühlingswindes einer neuen Zeit muß die dunklen Gänge in dem behaglichen konservativen Hause mit der althergebrachten Holzfeuerung in den großen weißen Kachelöfen und mit den Bismarckschen Öllampen reinigend durchwehen. Mehr großzügige Auffassung, mehr praktisches, energisches Zugreifen, gleichviel ob es einmal mit diesem oder jenem Paragraphen nicht übereinstimmt; und wenn auch hier und da eine alte Perücke darüber zu wackeln anfängt! Dazu etwas von jenem vorausschauenden Blick des deutschen Generalstabs und der Preußischen Eisenbahnverwaltung in diesem Kriege, der alle kommenden Möglichkeiten zu erfassen sucht. Nicht immer nur von der Hand in den Mund leben! Ich bin überzeugt, es wird nach der Aufrüttelung des Weltkrieges auch in dieser Frage besser werden. Aber die Losung muß sein: Rücksichtslos vorwärts!

In ernster, entscheidungsvoller Zeit soll man sich nicht belügen. Daß das Deutschtum im überseeischen Auslande als Mitfaktor in der Berechnung der deutschen Wehrkraft völlig versagt hat, darüber kann bei niemandem ein Zweifel bestehen. Und diese beklagenswerte Tatsache muß für den Reichsgedanken im gegenwärtigen Augenblick das wichtigste sein. Daß die Auslandsdeutschen keine Schuld dabei trifft, steht gewiß fest; ist in diesem Falle zunächst aber gleichgültig. Außer dem politischen Einfluß der deutschen Auslandssiedelungen, dessen Möglichkeiten bereits oben kurz umzogen sind, und dem wirtschaftlichen, der gar nicht unterschätzt zu werden braucht, bleibt also für Deutschland nur noch der allge-

meine Kulturwert dieser überseeischen deutschen Arbeit einzustellen.

Ganz gewiß ist es ein erhebendes Gefühl, auf Schritt und Tritt im fremden Land den Fleiß, die Willenskraft, die Tüchtigkeit und die Zuverlässigkeit unserer Landsleute rühmen zu hören. Mit verständlichem Stolz habe ich aus dem Munde englischer Gouverneure das Bekenntnis entgegengenommen, daß die Deutschen die besten Kolonisten in ganz Australien sind. Und in Amerika ist es nach einem halben Jahrhundert noch heute unvergessen, daß die Deutschamerikaner als Generäle und einfache Soldaten in dem großen Kulturkampfe für die Abschaffung der Sklaverei in der vordersten Linie für die neue Heimat ruhmvoll gekämpft haben, während gerade England in dieser Krise des amerikanischen Einheitsgedankens eine überaus zweifelhafte Rolle gespielt hat. Aber Hand aufs Herz! Kann diese deutsche Kulturarbeit in überseeischen Gebieten, so hoch sie auch an sich eingeschätzt werden muß, kann sie als ein nennenswerter Ersatz gebucht werden für den Verlust an Wehrkraft, die dem Deutschen Reiche mit diesem Deutschtum unter fremder Flagge dauernd verloren geht? Nein; ganz gewiß nicht!

Vor dem Ausbruch des Krieges hatte in Deutschland unter anderen Geschmacksverirrungen eine Bewegung sonderbarer Kulturschwärmerei in den gebildeten Kreisen eingesetzt, die dem neuen, unbekannten Gotte der „Kultur" allerorten Altäre errichtete. Eine politische Gefühlsduselei ohnegleichen schien den starken Wirklichkeitssinn, der unser Volk groß gemacht hat, ausschalten zu wollen. Einer unserer bedeutendsten Universal-

historiker, der leider zu früh heimgegangene Lamprecht, ist über seinen geschichtlichen Grübeleien zu dem Gedanken gekommen, daß der treibende Geist in der Weltgeschichte, die Ursache allen Werdens und Vergehens der Völker und Staaten, die Entwicklung der Weltkultur ist. Mit diesem an sich genialen Gedanken ist er, ohne es zu wollen, der Bannerträger der modernen Kulturbewegung geworden. Aber ich meine, daß es doch etwas ganz anderes ist, wenn ein großer Gelehrter bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen zu einer solchen tiefgründigen Anschauung kommt, als wenn seine zum Teil recht oberflächlichen Nachbeter daraus eine Wassersuppe von sentimentaler Kulturphraseologie, gewürzt mit etwas demokratischem Pfeffer machen und damit in agitatorischen Schriften bei der großen Masse handeln gehen. Die Bescheidenheit war geradezu rührend und echt deutsch, mit der man über das schwere Opfer des Wehrkraftverlustes zugunsten einer nebelhaften Weltkultur zur Tagesordnung überging; ohne sich klar zu machen, daß überdies unser kraftvolles Jungdeutschland jenseits der Meere unserm gefährlichsten Feinde neue Kräfte zutrug. Kultur ist gewiß eine gute Sache, aber um einen so teueren Preis darf man sie denn doch nicht erkaufen! An diesem Untergange starken wehrfähigen Deutschtums in den englischen Gebieten erkennt man am besten die Einzelfrüchte aus dem Kulturirrgarten, den das vielgelesene Buch „Der deutsche Gedanke in der Welt" so verlockend zu schildern weiß. Nun, der Krieg hat mit eherner Faust dem Tanz um den Götzenaltar der Weltkultur schnell ein Ende gemacht. Wir sind heute darüber einig, daß unsere deutsche

Jugend zum Kulturdünger für die Welt und insbesondere für die englische Nation zu gut ist. Die Verbreitung des deutschen Gedankens in der Welt, darüber sind wir uns heute alle einig, kann nur dann im nationalen, staatlichen Sinne für den Reichsgedanken Wert haben, wenn er dauernd verknüpft ist mit der Reichsangehörigkeit unter dem sichtbaren Ehrenschild von Kaiser und Reich. Er muß fest gegründet sein auf der Sinneseinheit und Wehrhaftigkeit des Reichsdeutschtums im Frieden und im Krieg. Wenn das im Auslande nicht angeht, dann sollen unsere Jungen lieber zu Hause bleiben und den deutschen Gedanken in der Heimat pflegen, stärker, als es bisher geschehen ist. Nach diesem Weltkriege wird das deutsche Volk für solche wunderlichen Redensarten wie die „Fernwirkung des Nationalgedankens" ein Verständnis ganz gewiß nicht mehr haben. Nicht der deutsche Gedanke in der Welt, nein, die deutsche Tat ist es, die wir sehen wollen, und die in der Wehrhaftigkeit für das Reich ihren sichtbaren Ausdruck findet. Das Eintreten für den Reichsgedanken in der entscheidenden Kampfesstunde mit dem Schwert, das ist es, was auch in der Fremde den Deutschen zum Deutschen macht. Darüber wollen wir uns heute um so weniger täuschen, als die Sehnsucht nach der eigenen Scholle in unserem Volke nach dem Kriege stärker als je zuvor hervortreten wird. Wir müssen eine neue Erde haben in der Welt, und je näher das Siedelungsgebiet an der Reichsgrenze liegt, desto besser; aber deutsch muß diese Erde sein. Darum auf das Reichstor, wo es eben geht! Das ist, denke ich, „der deutsche Gedanke in der Welt" nach diesem Kriege!

3. Die deutsche Erde im Stillen Ozean.

„So leicht eingeschüchtert ist, Gott sei Dank, der deutsche Nationalcharakter nicht, daß er durch einzelne Irrungen und Opfer in den einmal begonnenen Kolonialbestrebungen sich abschrecken läßt."

Bismarck im Reichstag,
am 25. Jan. 1889.

Der Gedanke, nach der Reichsgründung eine deutsche Erde, ein Neudeutschland jenseits der Meere für die deutschen Auswanderer zu schaffen, lag dem Programm der jungen Kolonialbewegung in erster Linie zugrunde. Die starke Auswanderung während der wirtschaftlichen Krisen bald nach dem deutsch-französischen Kriege wies die nationalen Kreise mit zwingender Gewalt auf diese koloniale Notwendigkeit hin. Es war der Einfluß Bismarcks und seiner kolonialen Ratgeber aus Hamburg und Bremen, der die Kolonialbewegung von diesem ursprünglichen Gedanken der Ansiedelungskolonien ablenkte und sie ausschließlich auf das „Kaufmännische" abstimmte. Die Kolonialpolitik des ersten Reichskanzlers hat unverrückt an diesem Gesichtspunkte festgehalten, daß die Anteilnahme des Reiches an

der praktischen Kolonialpolitik sich lediglich auf Handelsniederlassungen und Pflanzungsanlagen für Rohprodukte tropischer Herkunft zu beschränken hätte. Heute wird sich jeder Kolonialpolitiker darüber klar sein, daß für das deutsche Volk der koloniale Gedanke mit der Erwerbung von Stapelplätzen für den Handel mit Waren der deutschen Industrie und von Pflanzungsland für tropische Erzeugnisse, so wichtig das alles an sich ist, keineswegs erschöpft sein kann. Gewiß muß es ein Hauptziel der deutschen Kolonialpolitik sein, daß unsere Tributpflicht von Milliarden für Kolonialwaren und Rohstoffe aller Art an das Ausland mehr und mehr abgelöst wird. Wer wollte das gerade heute in diesen „magern" Tagen übersehen! Aber auch der ursprüngliche, treibende Gedanke der kolonialen Bewegung muß bei den Erfahrungen dieses Weltkrieges wieder in sein Recht treten: Wir müssen Grund und Boden haben für die, denen es in der Heimat zu enge wird; und dieses Land muß in seiner Lage für das Reich strategisch und dauernd gesichert sein. Unser auswanderndes Volk darf fernerhin nicht mehr der deutschen Sinneseinheit und Wehrkraft verloren gehen.

Der erste praktische Versuch auf dem neuen Arbeitsfelde der überseeischen Politik setzte — und das ist auffallend genug — im Stillen Ozean ein, mit der Samoavorlage. Abgelegener von Deutschland konnte am Ende eine Kolonie nicht gut sein, als diese Inselgruppe im Antipodenmeere. Man sieht schon daran, wie weltfremd damals noch die leitenden Kreise Deutschlands dem nationalen Kernpunkt des überseeischen Problems gegenüberstanden. Man beachte im Gegensatz dazu, wie vorteil-

haft sich die französische Kolonialpolitik mit ihrem zielbewußten Programm von der deutschen unterscheidet: Tunis, Algier, Senegal und Sudan, Marokko! Alles vor den Toren Frankreichs, jedes ein starker Zuwachs französischer Wehrkraft im Kampf um sein europäisches Dasein.

Ein paar Jahre nach diesem ersten verunglückten Kolonialversuch wurden — ebenfalls im Stillen Ozean — der nördliche Teil von Neuguinea und die Marschallinseln tatsächlich für das Reich erworben; im Kielwasser der neuen deutschen Hansa, im engen Zusammenhange mit Reichssubventionen für australische und ostasiatische Reichspostdampferlinien, als rein kaufmännische Niederlassungen unter der Leitung von mehr oder weniger monopolisierten Handelsgesellschaften. Das war ganz nach dem Herzen Bismarcks. Das Bild des regierenden, des „königlichen Kaufmanns" und der »Chartered Companies« der Engländer hat ihm im Rahmen seiner Kolonialpolitik immer vorgeschwebt. Und doch war die Wiederbelebung einer solchen Reminiszenz aus längst vergessener Zeit selbst für einen schöpferischen Geist, wie Bismarck es war, in unseren Tagen des unausgesprochenen Staatsgedankens eine bare Unmöglichkeit. Diese Erfahrung hat er später selbst machen müssen, als Unruhen den Bestand der ostafrikanischen Kolonien erschütterten. Was den ersten Kanzler hier besonders ungünstig beeinflußte, war seine Abneigung gegen Parlamentarismus und Bureaukratie. Er kannte beides aus nächster Nähe und aus eigener Erfahrung gründlich; darum sollte seine Kolonialpolitik für den Reichstag kein „neuer parlamentarischer Exerzierplatz" werden. Bei rein

kaufmännischem Betrieb der Kolonien und unter finanzieller Verantwortung von Handelsgesellschaften hoffte er, das „Hineinreden der Parteien“ ausschalten zu können. Er wollte keine „Treibhauskolonien für die preußischen Assessoren“. Darum sollte das „Regiment“ den kaufmännischen Gesellschaften da draußen zufallen. Der Reichsschutz sollte darüber schweben, undefiniert, wie der Geist über den Wassern. Nun, die „Assessoren“ haben sich den berechtigten Ruf des Bureaukratismus in den Kolonien später so redlich verdient, daß man mit Bismarck wegen seines harten Urteils über ihre Zunft nicht zu rechten braucht. Aber darin irrte er sich doch, wenn er glaubte, daß der Geist der Engherzigkeit allein im preußischen Assessorentum spuken ging. Wer die wunderlichen Zeiten des Regiments der kolonialen Handelsgesellschaften mit und ohne Hoheitsflagge im Stillen Ozean noch selbst miterlebt hat, weiß, daß es auch bei ihnen recht ansehnliche Zöpfe gab. Sicher ist jedenfalls, daß man mit diesem rein kaufmännischen System in der Kolonialverwaltung am Ende völlig Bankerott gemacht hat. Es war die höchste Zeit, daß man endlich damit brach; das lag ebenso sehr im Handels- wie im Reichsinteresse. Erst von da an ging es mit den deutschen Kolonien im Stillen Ozean sichtlich vorwärts. Es zog eine Zeit glänzender wirtschaftlicher Entwicklung herauf; man sah nach den sieben „dürren Jahren“ und nach langem Warten, aber auch nach redlicher deutscher Arbeit eine reiche Ernte, eine hoffnungsreiche Zukunft vor sich. Da brach der Weltkrieg aus und machte über Nacht brutal einen dicken roten Strich durch das Gewinnkonto der kolonialen

Unternehmungen, überall, besonders aber im fernen Stillen Ozean. —

Lange Jahre blieb die deutsche Kolonialpolitik im engen Rahmen des ausschließlich kaufmännischen Gedankens und in den Fesseln der Handelsgesellschaften. Der Siedelungsgedanke fand nur in Südwestafrika ein bescheidenes Plätzchen; leider legte dort kurzsichtiger Fiskalismus die knöchernen Hände erdrosselnd um den Hals der jungen Schöpfung. Den kolonialstrategischen Gesichtspunkt, der in diesem Kriege mit England der leitende ist und für alle Zukunft es bleiben muß, kannte man in dieser ganzen Periode überhaupt nicht. So unüberbrückbar die politischen Gegensätze zwischen Bismarck und seinem Nachfolger Caprivi sind, in der Kolonialpolitik beherrschte beide der gleiche Glaubenssatz, daß die koloniale Mission Deutschlands sich nur im Schatten der englischen Freundschaft entwickeln könnte. Das war in jenen Tagen bei dem Mangel des Reichs an jeder Seegeltung durchaus verständlich. Bismarck hat sich oft genug darüber ausgesprochen. Darum, und nur allein darum, setzte er in allen überseeischen Fragen eine starke Identität der deutschen und englischen Interessen voraus. Und Caprivi bewegte sein ganzes Leben nur der eine Gedanke des unvermeidlichen Krieges nach zwei Fronten, gegen Frankreich und Rußland. Darüber hat er sich in einen fast hysterischen Haß gegen alle Flotten- und Kolonialpolitik hineingeredet. „Mit Ihrer Kolonial- und Flottenpolitik schwächen Sie nur unsere territoriale Wehrkraft", meinte er noch als Korpskommandeur in Hannover zu mir, „und bringen uns schließlich auch noch mit

England aneinander, unserm einzigen natürlichen Bundesgenossen in diesem unabwendbaren, für die deutsche Zukunft entscheidenden Kampfe. Es kann sich für Deutschland heute und für die nächste Zukunft nur darum handeln, wie klein unsere Flotte sein kann, und nicht wie groß!" Daß eine solche Stellung der Reichsregierung zum überseeischen Gedanken, ein derartiger völliger Verzicht auf weltpolitische Geltung in England sehr angenehme Gefühle und ein weitgehendes Vertrauen auslöste, ist begreiflich. Man ist in den Tagen Bismarcks und Caprivis in London unseren kolonialen Wünschen, auch im Stillen Ozean — ohne sich um den lärmenden Widerspruch in Australien zu kümmern — unverkennbar entgegengekommen; und nur aus dieser friedenssicheren Stimmung in London heraus läßt sich die Abtretung Helgolands an Deutschland erklären. Die abfälligen Urteile Bismarcks über den Wert dieser Insel sind mir wohlbekannt; aber wer könnte heute noch verkennen, daß sie irrig waren? Am Ende war Helgoland doch der englische Hausschlüssel zur deutschen Elbmündung. Die politischen Beziehungen Englands zum Deutschen Reich waren in den Zeiten Bismarcks und Caprivis so angenehm, daß Gladstone vor dem englischen Parlament das Eintreten Deutschlands in die koloniale Tätigkeit mit einer fast überschwenglichen Herzlichkeit begrüßte. Das ist heute kaum noch verständlich, weder in Deutschland noch in England. „Daß ein englischer Minister Deutschland erlauben konnte, in überseeischen Gebieten festen Fuß zu fassen", heißt es dort heute mit unverhohlener Entrüstung über diese deutschfreundliche Politik Gladstones „wird für ein englisches Gehirn

ewig unbegreiflich bleiben!" Bezeichnend für die grenzenlose Überhebung der Engländer in der Zeit der Unterseeboote, aber auch — vom englischen Standpunkte nicht unberechtigt in den Tagen des Weltkrieges. —

Eine so engherzige Fassung der kolonialpolitischen Aufgaben des Reichs mußte auch für den Stillen Ozean jede Weiterausdehnung des deutschen Kolonialbesitzes unmöglich machen; freilich, anderen Kolonien ist es in dieser Zeit noch schlechter gegangen. Ich erinnere nur an die heute wichtigste kolonialstrategische Position Deutschlands auf der ganzen Erde, an Südwestafrika. Hat doch damals Caprivi gelegentlich einer Reichstagsitzung dem Kolonialdirektor Kayser, wie der mir empört mitteilte, unter vier Augen sogar mit dem Verkauf dieses Schutzgebietes gedroht! An einen der wenigen unverrückbaren Grundsätze in der auswärtigen Politik, an den selbst der vertrauensseligste Diplomat glaubt, daß es geschichtskundige ewige Freundschaften zwischen den Nationen nicht gibt, dachte in jener Periode der völligen kolonialen Gleichgültigkeit kaum irgendein Mensch unter denen „um Caprivi". Aber es sollten auch wieder bessere Tage kommen, besonders für den Stillen Ozean. —

Nach dem Rücktritt Caprivis begann man in Deutschland sich wieder mehr um das „Weltfenster" zu drängen. Das Kaiserwort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" hat gute Dienste getan. Die Bahn wurde damit frei für das offene Bekenntnis des deutschen Volkes zu seiner überseeischen, weltpolitischen Mission. Man fand für den Reichsgedanken den

Zustand unerträglich, wie ihn einst Bismarck so bitter geschildert hatte, daß „der Deutsche im Ausland mit dem Hut in der Hand und einem Stück Geld in der anderen, unter bloßer Duldung anderer seefahrender Nationen demütig seinen Weg suchen und bei fremden Behörden um Schutz bitten mußte". Der Bannerträger der neuen unbestreitbar großen nationalen Idee war der Kaiser selbst, und Bülow hat sich stets als Vollstrecker dieser Weltmachtspolitik angesehen, solange er Staatssekretär des Auswärtigen war. Alles, was in dieser Zeit bis zum Ende des letzten Jahrhunderts geschehen ist, liegt in der Richtlinie: „Hinaus auf's Meer".

Damit begann der „Neue Kurs", der Übergang der Reichsregierung von der bisherigen kontinentalen Politik zur überseeischen, zur Weltpolitik. Der Ausdruck „Neuer Kurs" ist in erster Linie zum tendenziösen Schlagwort gegen die Politik Caprivis gemacht worden. Ich glaube, man tut damit Unrecht. Gewiß, unter Caprivi huldigte die Reichsregierung anderen Maximen in der inneren Politik als unter seinem Vorgänger; und in der auswärtigen ist der vorzeitige offene Bruch mit Rußland für Deutschland verhängnisvoll geworden. Aber in der überseeischen Politik blieb er auf der alten Bismarckschen Bahn; im übrigen betrieb er sie ungern, lauen Herzens — auch Bismarck ist nie „Kolonialmensch" gewesen, wie er einmal offen von sich bekannte —; nur klammerte Caprivi sich mit einer so krampfhaften Ängstlichkeit an England an, wie sie der machtvolle Vorgänger selbst in der flottenlosen Zeit des Reichs denn doch nicht gekannt hatte. Für Bismarck

war die englische Freundschaft jedenfalls kein für alle Ewigkeit unverbrüchliches Dogma; das hat er in seinen letzten Lebensjahren wiederholt betont. Er bediente sich ihrer nur, so lange er sie nötig hatte. Im übrigen war Caprivi sich wohl bewußt, daß ihm das politische Genie, die unerschöpflichen Mittel Bismarcks fehlten. „Gratulieren Sie mir nicht," sagte er bei seinem ersten Besuch als Reichskanzler zu Rudolf von Bennigsen, „kondolieren Sie"! Bennigsen hat es mir noch am selben Tage erzählt. Das ist bezeichnend für seine aufrechte ehrliche Soldatennatur. Nein, von einem „Neuen Kurs" in der überseeischen Politik kann unter Caprivi keine Rede sein. Der setzte erst nach ihm ein. Und in der Richtlinie des „Neuen Kurses", der epochemachend für die deutsche Geschichte geworden ist, liegen die Stärkung der deutschen Kriegsflotte, der Bau des Nord-Ostseekanals, die Suche nach Neuland und nach Flottenstützpunkten, die Erwerbung Kiautschous, der Karolinen, Samoas; man darf auch die Erwerbung Helgolands hineinrechnen, das einzige kostbare Stück aus dem Caprivischen Nachlaß. „Mein Großvater gründete das Reich, mein Vater ist der siegreiche Heerführer unserer großen Kriege gewesen", äußerte sich der Kaiser einmal in einer Unterhaltung, „meine Aufgabe ist, der deutschen Nation die alte Seegeltung in der Welt wieder zu schaffen!" Er wollte dem preußischen Adler das Fliegen beibringen nach dem alten Wappenspruch: „Vom Fels zum Meer!" Daß über dieses weltpolitische Ziel Deutschlands die „traditionelle" Englandfreundschaft aus der kontinentalen Epoche der deutschen Politik arg in die Brüche gehen konnte, dieser Ge-

danke lag schließlich recht nahe. Die Alarmglocke für den kommenden Konflikt ertönte früh und drohend genug. Damals, als die — in ihrer Aufmachung ganz gewiß nicht einwandfreie — Krüger-Depesche die gesamte englische Welt in Erregung setzte. Man weiß, England kämpft heute um die Erhaltung seiner Weltherrschaft zur See; Rußland fordert sie für den Kontinent. Beides ist mit dem Gedanken einer Weltmachtstellung des Reiches unvereinbar. So kam der Weltkrieg. Tragisch für uns ist dabei nur, daß es der deutschen Diplomatie nicht gelingen wollte, das Zusammengehen dieser beiden alten traditionellen Ringkämpfer um den Besitz der Welt gegen uns zu verhindern. Es ist am Ende doch immer ratsamer, mit seinen Gegnern einzeln abzurechnen. Indessen man konnte den Bismarckschen „Draht" nach Rußland nicht wieder finden, der ohne Not zu früh durchschnitten war.

Mit dem „Neuen Kurs" trat zum ersten Male auch das strategische Moment in der Kolonialpolitik hervor; zunächst im Stillen Ozean mit der Erwerbung des chinesischen Küstenlandes von Kiautschou. In dieser großzügigen, weitsichtigen Aktion der auswärtigen Politik kamen die Grundgedanken der deutschen Kolonialbewegung zum Ausdruck: Weltmacht, Weltwirtschaft. Ein moderner „Stahlhof" für die neuerstandene deutsche Hansa auf dem unerschöpflichen chinesischen Arbeitsfelde, ein Flottenstützpunkt mit großen Zukunftsmöglichkeiten. Eine solche überraschende, entschlossene Tat hatte nach der bisherigen Haltung des Auswärtigen Amtes kaum noch jemand erwartet; sie löste in allen nationalen Kreisen ungeteilte

Bewunderung aus. Es ist immer das untrügliche Zeichen von Machtbewußtsein, zu handeln und nicht viel zu reden. Nur die alten Reichs-Hämorrhoidarier mit der ersessenen Diplomaten-Berufserbweisheit der vier Wände gerieten über die Störung der Zirkel ihrer gewohnten Geduldsspiele, über das Treiben der „Unverantwortlichen“ und über die Kühnheit des Geschehnisses außer sich; sie konnten lange nicht schlafen: „Unzulänglichkeit der deutschen Flotte für den Schutz der neuen Kolonien“, „unvermeidliche Konflikte mit den übrigen ostasiatischen Bewerbern weißer und gelber Hautfarbe“. „Konnte die einmal gehißte Reichsflagge auch mit Ehren wieder herabgeholt werden?“ Gewiß, alles durchaus berechtigte Bedenken. Aber wo ist in der Weltgeschichte jemals eine große Tat von Nationen und Menschen geschehen ohne Wagemut, ohne Einsatz von Gefahr? Ganz gewiß nirgends. Darum wollen wir es bei diesem kühnen Zugreifen in China, auch wenn die deutsche Kolonie vorläufig ein Opfer unserer Feinde geworden ist, nach wie vor mit Huttens Worten halten:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag' des noch kein Reu!“

Einmal mußte die deutsche Kolonialpolitik doch aus dem engen Kreis der rein wirtschaftlichen Interessen heraustreten; und die Furcht vor einem Mißerfolge darf nicht der Schluß aller diplomatischen Weisheit sein. „Nur die kühnen Männer sind es“, sagt einmal Smiles treffend, „die die Welt leiten und beherrschen!“ In diesen Tagen, wo man die Völker

wertet nur nach Stahl und Blut, soll uns kein anderer Gedanke kommen. —

Die Erwerbung der Karolinen aus dem spanischen Kolonialbankerott und der Samoa-Inseln nach jahrelangem diplomatischem Ringen mit England und Amerika können mit jener weitsichtigen überseeischen Aktion an der ostchinesischen Küste einen Vergleich nicht aushalten. Dazu war dieser koloniale Zuwachs zu unbedeutend an politischen und wirtschaftlichen Werten. Aber „Gelegenheitskäufe" waren es ganz gewiß auch nicht, wie etwa die Marschall-Inseln aus der Wiegezeit der deutschen Kolonialbewegung. Zweifelsohne waren es marine-strategische Gesichtspunkte, die in erster Linie für die Erwerbung dieser Inseln den Ausschlag gegeben haben: bei den Karolinen die kleinen, aber sicheren Berghäfen von Kusaie und Ponapé als Kohlenstationen und Zufluchtsorte für die deutschen Kanonenboote und Kreuzer im Kriegsfalle, bei Samoa die Möglichkeit einer transatlantischen Telegraphenanlage, namentlich im Hinblick auf den künftigen neuen Weltseeweg, den Panamakanal. Also Ausguckfenster und Ausfallbastionen zur See, etwa wie man sie an der italienischen Küste mittelalterlichen Stils in den sogenannten Sarazenen-Türmen so oft sieht, im Osten und Westen zum Schutz und im Wehr- und Wachtdienst der ausgedehnten deutschen Besitzungen in der Südsee. Dazu das Vorkaufsrecht auf die Insel Fernando Po, die Kamerun blockiert, wie Sansibar Ostafrika. Ein gewisser Liebhaberwert spielte bei der Einschätzung der neuen Erwerbungen in der öffentlichen Meinung ganz sicher stark mit hinein; das braucht

man nicht wegzuleugnen. Bei den Karolinen erinnerte man sich in Deutschland jenes ersten drohenden Kolonialkrieges mit Spanien, in den uns die französischen Intriganten im Jahre 1885 so gerne hineingehetzt hätten. Bismarck hat viele Jahre später einmal geäußert, daß er um die Karolinen niemals einen Krieg begonnen hätte. Das mag sein. Aber etwas anders liegen die Dinge denn doch. Wenn sich später einmal die Archivschätze des Auswärtigen Amtes öffnen, wird man aus seinen eigenen Aufzeichnungen ersehen, daß es sein großer Kaiser war, der damals aus Rücksicht auf die gefährdete Lage der spanischen Monarchie der republikanischen Bewegung gegenüber ein Weiterspinnen des Karolinenstreites ausdrücklich untersagte. So kam Bismarck, wie er selbst zugesteht, auf den Gedanken eines Appells an den Papst — in der sicheren Voraussicht eines für Spanien günstigen Schiedsspruchs. Für die eingeworfenen Fenster des Madrider Botschafterheims mußten die Spanier bezahlen; und wir ein Jahrzehnt später für unsere ehrenwerte Rücksichtnahme auf die Solidarität des monarchischen Gedankens — Millionen! — Für das Reich ein etwas kostspieliger Treppenwitz der Weltgeschichte; aber lehrreich für die Zukunft, heilsam für die Krankheitserscheinung der Sentimentalität in der Weltpolitik. „Man soll nicht zu verschwenderisch mit seinen Gefühlen umgehen!" meinte der erfahrene Holstein bei solchen Gelegenheiten. Und Samoa war der erste Stein gewesen, den Bismarck Ende der siebziger Jahre im Reichstag für den Aufbau der deutschen Kolonien heranzuwälzen versucht hatte. Aber weder diese historische Erinnerung noch der Enthusiasmus, den der geistreiche

Globetrotter Otto Ehlers mit seinen reichlich übertriebenen Schilderungen dieser „Insel der Seligen" und „Perle der Südsee" daheim erweckte, hätten allein den Anlaß zur Erwerbung geben können.

Ich habe an diesen kolonialen Erwerbungen in der Südsee unter Bülow selbst eifrig gearbeitet. Es war eine harte und auch nicht ungefährliche Zeit; man denke nur an das Erscheinen der deutschen Kriegsschiffe in Manila, das noch heute nicht völlig aufgeklärt ist. Gerade darum aber darf ich es auch heute offen bedauern, daß damals das erste Angebot Chamberlains auf Austausch des entlegenen Samoa gegen das englische Togo nicht angenommen worden ist. Man hätte damit eine beträchtliche Verstärkung unserer westafrikanischen Position und eine bessere Verteidigungsmöglichkeit für das deutsche Togo gewonnen. Aber man soll auch bei solchen nachträglichen Reflexionen niemals vergessen, daß man im Auswärtigen Amt in keiner Periode des vorigen Jahrhunderts an die Möglichkeit eines Krieges mit England geglaubt hat und auch noch nicht zu glauben brauchte. Mit den „Andern" aber wurde man schon fertig, auch im Stillen Ozean. —

Indessen wird man auch heute daran festhalten müssen, daß der leitende Ideengang in der letzten Phase der deutschen Südseepolitik ebenfalls in der Richtlinie dieses neuen Kurses lag, auf dem Wege zur Weltpolitik. Es ist darum durchaus verständlich, daß gerade aus diesen, an sich wenig bedeutenden Erwerbungen im Stillen Ozean dem verantwortlichen Träger der auswärtigen Politik, dem Fürsten Bülow, jene ungeteilte

Popularität in allen nationalen Kreisen erwuchs, die ihm bis auf den heutigen Tag seines wahrhaft vaterländischen Opferdienstes in Rom treu geblieben ist. Und diesen dauernden Dank des Volkes hat er sich für die kräftige Vertretung des deutschen Weltmachtgedankens vollauf verdient. Als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, in völlig selbständiger Stellung unter dem sanften Regiment des vergreisten Fürsten Hohenlohe, ist er in der letzten Stunde der Verteilung herrenloser Erde nicht müde geworden, um seinem kaiserlichen Herrn jenen Ruhm aus glorreicher deutscher Vergangenheit wieder zu schaffen, den uralten Titel der deutschen Kaiser als „Mehrer des Reichs", diesmal zur See. An Entwürfen dazu hat es in der Bülowschen Zeit wahrhaftig nicht gefehlt; aber auch nicht an englischen Umtrieben. Wir mochten damals einsetzen, wo wir wollten, überall fanden wir verschlossene und verrammelte Türen. Kurz mit der Freundschaft Englands war es vorläufig vorbei. —

Der schöne Traum von einem künftigen umfassenden deutschen Kolonialreich im Stillen Ozean war ausgeträumt, schneller als wir es ahnen konnten. Und doch war der Gedanke bei Beginn der kolonialen Erwerbungstätigkeit des Reichs, also nur etwa zehn Jahre früher, kein eiteles Phantasiegebilde der Kolonialschwärmer. Der Glaube an die Möglichkeit seiner Verwirklichung war einst durchaus berechtigt gewesen. Kümmerte sich doch noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts außer England — und das auch nicht übermäßig — keine Macht der Erde um die Dinge im weltenfernen Stillen Ozean. Frankreich nagte sich die Zähne stumpf an seinem chinesischen Knochen

Tonking, Rußland erging sich im Länderraub an der chinesischen Grenze und hatte seine Sorgen vollauf auch anderswo und in Europa. In den Vereinigten Staaten lächelte man noch mitleidig über die wenigen „Narren" in Amerika, die an den Erwerb von Kolonien und an eine amerikanische Weltpolitik dachten — Amerika schien den Amerikanern Welt genug. Und die aus aller Herren Länder zusammengelaufene Völkerherde der „weißen" australischen Staaten konnte sich nicht einmal über die einfachsten Eisenbahn- und Zollfragen verständigen, geschweige denn über den Gedanken einer einheitlichen Politik in der Südsee. Der große Drache in China schlief noch unerschütterlich fest, und Japan war für Europa wenig mehr als das Land der Kirschblüte, der „Geisha-Tänze" und des Bauchaufschlitzens, wie es Globetrotter jahraus jahrein uns zu schildern wußten. Und dicht vor den Toren der deutschen Kolonien lag das alte Kolonialland der Spanier, die Philippinen, mit ihrer wunderbaren tropischen Fruchtbarkeit, ihrem Reichtum an Rohstoffen und Kolonialwaren vom Hanf bis zum Kaffee und ihrem klimatisch gemäßigten Siedlungsland. Wie wertlos erschien dieser entlegene Besitz für die spanische Krone bei der bodenlosen Mißwirtschaft der Epigonen der alten Konquistadoren und bei den revolutionären Geburtswehen der neuen Zeit, die das ganze herrliche Land ununterbrochen erschütterten. Manila war nur noch ein kostspieliger „Weißer Elefant" für das arme, aber ahnenstolze Spanien. Warum sollten wir Deutsche, die nächsten Nachbarn, es nicht sein, denen bei dem drohenden spanischen Staatsbankerott dies prächtige Erbstück aus dem

Zeitalter der Weltumsegelung gegen Geld und gute Worte zufiel? Man braucht es heute nicht zu verhehlen, daß die deutschen Gedanken damals einen weiteren Flug nahmen, über die bescheidenen kolonialen Ziele Bismarcks hinaus, und daß sie in einer rein kaufmännischen Kolonialpolitik mit Stapelplätzen und Plantagenland nicht mehr ausschließlich aufgingen. Aber diese kolonialen Blütenträume im Stillen Ozean sind vom Rauhreif großer politischer Neugestaltungen in wenigen Jahren gänzlich vernichtet worden. Niemanden trifft die Schuld dafür. Der Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung kümmert sich nicht um menschliche Entwürfe; Gewitter pflegen gegen den Wind zu ziehen. Lange vor der Katastrophe des Weltkriegs war die koloniale Entwicklung im Stillen Ozean für das Reich bereits auf einem toten Punkt angelangt. In dieses friedliche Meer da draußen war über Nacht der Frühling eines Völkererwachens eingezogen, und mit ihm kam der Sturmwind des Imperialismus. Auf seinen unheilvollen Schwingen wird noch manches schwere Wetter heraufziehen, vor allem für den fernen Osten. Das ist gewiß. Und wer vermag heute zu sagen, wie das da draußen enden wird?

Diese epochemachenden Umwälzungen in den Völkern und in den Triebkräften des Stillen Ozeans, die sein Bild so schnell und so gründlich veränderten, steckten die deutsche Kolonialpolitik mit zwingender Gewalt wieder zurück in die engen, bescheidenen wirtschaftlichen Grenzen der Bismarckschen Zeit. Für absehbare Zeit mußte jeder kolonial-strategische Gedanke den ungünstigen Mächtegruppierungen gegenüber vorsichtig zurücktreten; an eine

neue „deutsche Erde" für das deutsche Volk war dort nicht mehr zu denken. Was wir im Stillen Ozean unser nannten, war ein ausgesprochen friedliches Wirtschaftsgebiet, bescheiden, aber aussichtsvoll bei solider deutscher Arbeit. Und an der hat es nicht gefehlt. Als ich um 1907 wieder hinaus kam, war ich überrascht über die geradezu glänzenden Erfolge, die Landeskultur und kaufmännische Betriebsamkeit im Verein mit der deutschen Hongkong-Sydney-Linie des Lloyd dem einst so verachteten Lande abgerungen hatte. Das tiefe Stilleben, das tausend Jahre über der weiten Südsee gelastet hatte, war von dem Morgenrot des beginnenden See- und Handelsverkehrs gewichen. Auf den Ruinen einer Weltkatastrophe erblühte neues, frisches Leben. Inseln, die früher nur selten einmal und auch dann nur zufällig von einem Schunerkapitän oder einem halbwilden amerikanischen Walfischfänger besucht wurden, waren inzwischen Stapelplätze der regelmäßigen deutschen und australischen Dampferlinien geworden; und die Eingeborenen, deren Lieblingsbeschäftigung noch vor zehn Jahren Kopfjagd und Menschenfressen gewesen war, hatten sich zur Plantagenarbeit bekehrt, oder schleppten gegen blankes Geld und schwarzen Elefantentabak Kohlen, Kisten und Koffer über die Landungsbrücken. Über diesem gewaltigen Aufschwung der Südseegebiete sind die alten schlichten Hamburger Pioniere deutschen Handels reiche Leute geworden. Sie haben es noch erleben können, in den Genuß der Früchte ihrer harten Arbeit und ihres Unternehmungsgeistes zu kommen. Wie ein reiches Ährenfeld in lachender Pracht lagen noch vor einem Jahre diese oft geschmähten Südseegebiete vor unseren

Augen, wartend der Ernte. Da kam über Nacht das gewaltige Hagelwetter des Weltkrieges und begrub unter seinen vernichtenden Schlägen unsere Hoffnungen.

Und oben im Norden des Meeres, im Brennpunkt des ostasiatischen Weltverkehrs, hatte sich die neue Handelsmetropole des fernen Ostens, der Stolz der deutschen praktischen Kolonialpolitik, Tsingtau, zu einer großartigen Eingangspforte für den chinesischen Riesenmarkt ausgebaut, ein staunenswertes Werk deutschen Schaffens. Treibhausartig schnell hatte sich die Stadt zur Blüte entwickelt, gleich jenen Wunderstätten an den anderen Küsten des Stillen Ozeans: San Franzisko, Auckland, Melbourne und Sydney. Und dahinter das weite fruchtbare Land, ein Tummelplatz deutscher Arbeit und Schaffenskraft mit Eisenbahnen- und Grubenbetrieb aller Art, ein starker Stützpunkt für die wirtschaftliche Eroberung eines wichtigen Teiles von China. Nein, das waren keine spanischen Schlösser von Kolonialschwärmern mehr! Denn die Erschließung des Weltmarktes China mit seinem unerschöpflichen Reichtum wird in absehbarer Frist den Weltwirtschaftsbetrieb stärker, umwälzender beeinflussen, als es einst Indien getan hat. Ein Bild hoffnungsreichen Werdens! Aber bei einer so glänzenden Entwicklung konnte auch niemand im Zweifel sein, daß dieses deutsche Neuland in China der beneidetste und darum auch der gefährdetste Kolonialbesitz des Reichs im Stillen Ozean war. Indessen, wie dürfte die Sorge vor der Zukunft eine tapfere Nation in ihrem Willen zu Macht und Größe anfechten! In maritimen Kreisen, und darüber hinaus, wußte man sehr wohl,

daß Tsingtau mit seinen schwachen Festungswerken und ohne jeden Rückhalt im fremden Lande ein von vornherein verlorener Posten war für den Fall eines Krieges mit einer größeren Seemacht. Wie oft ist die Frage einer stärkeren Befestigung erörtert worden! Aber mit Recht hat man sie immer dahin entschieden, daß an überseeische Außenwerke heute noch nicht allzuviel Wehrkraft der Flotte und des Heeres verschwendet werden darf. Und koloniale Verluste sind bei der europäischen Machtstellung Deutschlands keineswegs endgültige.

Es konnte darum auch für keinen Kundigen eine Überraschung sein, als der Wirbelsturm des Weltkrieges diese ganze deutsche Erde im Stillen Ozean mit dem Ergebnis deutscher Kulturarbeit eines Menschenalters in kurzer Frist hinwegfegte. In dem schutzlosen Neuguinea und auf Samoa holten sich die Australier ihren ersten „Kriegsruhm"; und eine pomphafte Reuter-Siegesdepesche verkündete der Welt das große Ereignis der „Eroberung" der Marschallinseln und Karolinen durch die Japaner. Als ich die Ehre hatte, König Mataafa von Samoa, seine zwölf samoanischen Häuptlinge und seine fette Nichte Talala in feucht-fröhlicher Gefangenschaft in Jaluit zu bewachen und zu bewirten, gab es da draußen nur ein einziges bronzenes Geschütz, abgesehen von einer alten Mitrailleuse aus dem französischen Kriege, die ein menschenfreundlicher Händler nach Nauru verschleppt hatte. Jene Salutkanone wurde alljährlich nur einmal, dann aber auch zur ungeteilten Freude der großen und der kleinen braunen Kinder, abgefeuert, zum Geburtstag des Kaisers. Dabei paradierte dann die gesamte Kriegsmacht

des deutschen Schutzgebiets, die alles in allem aus meinen drei farbigen Leibgardisten bestand. Ohne Shakespeare je gelesen oder den trinkfesten Falstaff persönlich kennen gelernt zu haben, wußten sie ganz genau, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei; und haben sich stets nach dieser Weisheit gerichtet. Wie ein Mummenschanz mutete mich darum die Nachricht an „von der ruhmvollen Eroberung“ der deutschen Südseekolonien. Ein lächerliches Satyrspiel nach der tapfern Verteidigung von Tsingtau gegen eine Übermacht von Feinden zu Lande und zur See und nach dem Heroenkampf eines Grafen von Spee bei Santa Maria und bei den Falklandsinseln. Als die Nachrichten von diesem fast übermenschlichen Ringen, von diesem sieghaften Todesgang der deutschen Helden in der Heimat eintraf, hielt man unwillkürlich den Atem an, und stärker klopften aller Herzen. Was da draußen geschehen war, klang wie ein herbes Schlachtenlied aus der uralten Zeit der Wikinger-Seekönige; und die Kunde davon traf unser Ohr so erschütternd, wie der letzte Hornruf Rolands aus dem Ronzevallertale vor tausend Jahren Kaiser Karl den Großen in Frankreich. Wie haben sich doch die prophetischen Worte des hanseatischen Dichters Otto Anthes in unseren Tagen da draußen so wunderbar in Wirklichkeit umgesetzt! Das Gedicht ist schon im Jahre 1905 in der Münchener „Jugend“ an etwas versteckter Stelle erschienen, aber heute aktuell wie kaum ein zweites geworden. Auf dem Platz ist ein Telegramm angeschlagen: „Die russische Flotte von den Japanern vernichtet, der Admiral gefangen.“ Zwischen dem Menschenschwarm auch

„ein klein mongolisch Gesicht,
Aus grünlichgelbem Holz geschnitzt,
So unbewegt, nur das Auge blitzt!“

Daneben zwei Matrosen, Arm in Arm, auf Urlaub.

Und plötzlich sagt der eine Mann:
„Junge, Junge, nun kommen wir dran.
Hast du das gelbe Biest gesehen?
Wie dem die Augen spazieren gehn? ....
Junge, Junge, die Sache ist flau
Mit dem verdammten Kiautschau.“ —
Der andre spuckt erst vor sich hin:
„Wenn schon, denn schon, laß man sin!
Wenn der Düwel die Mühle dreht,
Mühle und Müller zum Düwel geht.
Aber, Junge, das sag ich dir:
So 'ne Depesche hängt dann nich hier
Von wegen ‚Admiral gefangen‘!
Dann heißt's:
Die Flotte ist untergegangen
Mit Mann und Maus und Offizier
Und mit Hurra! Das sag ich dir.“

Und wem tritt heute, wo die einzelnen Episoden der Belagerung von Tsingtau auch bei uns bekannt geworden sind, nicht jene todesmutige Burgundenschar des Nibelungenliedes

vor Augen, unbekümmert um den gewissen Untergang, kämpfend bis der Burgsaal brennend um sie zusammenbricht:

„Uns ist in alten Mären Wunders vil geseit
Von Helden lobebären, von großer Küonheit!"

Wir wollen den finstern Meergott nicht anklagen, der den Grafen von Spee, den Mann unbändiger Willensstärke, das Charakterbild eines Hagen der See, mit wehender Reichsflagge hinabzog zu sich in die Tiefe; er schenkte ihm dafür das unverlierbare, kostbare Vorrecht der Unsterblichkeit. Denn solange noch ein deutscher Kiel die Meereswellen durchfurcht, wird nicht nur bei uns, sondern bei den seefahrenden Völkern aller Zonen der Ruhm des Grafen von Spee erklingen. Ein japanischer Bekannter und Bewunderer Deutschlands, der als Knabe selbst noch im Ehrenkodex des „Buschido" erzogen ist, schrieb mir nach der Schlacht bei den Falklandsinseln: Sie sollten auf sein Kenotaph den Wahlspruch unserer alten Samurai eingraben lassen:

„Wer durch das Tor des Todes geht,
Geht in das Tor des Lebens ein!"

Und wenn einst der Friede wiederkehrt in das deutsche Land, dann sollte unser Volk da oben auf der deutschen Seekriegswarte, dem roten Felsen von Helgoland, einen gewaltigen Runenstein nach Wikinger Art errichten zum ewigen Gedächtnis an den Seehelden des Stillen Ozeans, der der jungen Flotte vorangegangen ist als Pfadfinder für deutschen Seeruhm; getreu

dem kategorischen Imperativ für jeden Kriegsschiffkommandanten, die Flagge lieber mit sich zu nehmen in den Tod, als sie in Feindeshand kommen zu lassen. —

Über Nacht ist der deutsche Kolonialstaatssekretär Dr. Solf ein Minister ohne Portefeuille geworden. Vor seinen bekümmerten Blicken liegt ein weites Trümmerfeld zerstörter Hoffnungen. Und das nur wenige Monate nach der verheißungsvollen Kunde aus der Wilhelmstraße von dem endlichen günstigen Ausgleich zwischen Deutschland und England über die afrikanischen Besitzungen und Zukunftsinteressen! Was waren wir doch, alle samt und sonders, für unverbesserliche Optimisten vor dem Weltkrieg! Heute sind die deutschen Kolonien von der östlichen Weltkugel gestrichen, freilich nur vorläufig; das ist unser Trost. Nur keine übereilten Grabreden; soweit sind wir noch nicht! Ein Mann mit dem Namen Napoleon — größer als Kitchener und Fisher — hatte vor hundert Jahren auch einmal und in noch radikalerer Weise die europäische Landkarte zum Schaden unseres Vaterlandes umgezeichnet; aber wir wissen, das war nicht von langer Dauer. Der Pariser Frieden hat Frankreich damals Bescheidenheit gelehrt. Ein Londoner Frieden wird in unseren Tagen, so hoffen wir zuversichtlich, auch England das Handwerk des unberufenen Weltkartenverbesserers ein für allemal legen. —

Solche zeitweiligen Rückschläge auf dem Wege zu Macht und Größe, namentlich auf überseeischem Felde, weist die Entwicklungsgeschichte aller Nationen auf. Heute, im Weltkrieg, wo es um weit höhere Werte geht, bedeutet der deutsche Verlust

im Stillen Ozean für unser muskelstarkes Volk nicht viel mehr als ein tiefes Atemholen zu neuer Kraftäußerung. Gewiß auch eine unangenehme Erfahrung. Aber dafür spricht auch die politische Lehre, die aus diesen kolonialen Verlusten erwächst, eine weit nachdrücklichere Sprache zu uns, als die klügsten Beweisführungen, die sich aufbauen auf dem Triebsande der völkerrechtlichen Hochschulweisheit oder der Kulturphilosophie blutloser Gelehrter. Die englische „Kulturtat" der Wegnahme von eminent friedlichen deutschen Stapelplätzen und Plantagengebieten im Stillen Ozean sollte doch endlich und ein für allemal den überzeugendsten Beweis erbracht haben, daß all das Geschwätz von einem Gottesfrieden für die überseeischen Gebiete vor dem Ernst des Krieges wie Spreu im Winde verfliegt. Ein Staat, der wilde, farbige Rassen aus allen Erdteilen nach Europa schleppt gegen eine weiße Kulturmacht, der trotz seiner eigenen drakonischen Seegesetze ungescheut auf allen Meeren Menschenraub treibt, der wird ganz gewiß auch nicht Halt machen vor den Axiomen der Humanitätsapostel oder vor den Paragraphen der Friedenskonferenzen. England hat den Altar der Solidarität der weißen Rasse, den es einst in besseren Tagen selbst errichtet hatte, mit diesem Kriege zu einer armseligen Vogelscheuche gemacht. Das deutsche Volk wird an solche englischen Fetische nie wieder glauben. —

Weit entlegener, zerstreuter Kolonialbesitz, wie der deutsche im Stillen Ozean, wird immer der Gegenstand politischer Sorge sein, so lange das Mutterland außerstande ist, ihn mit seiner Seemacht zu decken. Oder die Kolonie muß von einer solchen

Ausdehnung und inneren Wehrkraft sein, daß sie sich im Notfalle selbst verteidigen kann.

Das aber war da draußen nicht der Fall. Und das endliche Schicksal dieser deutschen Kolonien im Stillen Ozean? „Vor den Toren von Metz liegt es!“ hatte Bismarck vor fast dreißig Jahren die Frage beantwortet. Das trifft heute schon nicht mehr zu. Die deutsche Nation wird die Kolonien in diesem Weltkriege nicht von Frankreich, sondern von dem seegewaltigen England und von Japan zurückerkämpfen müssen; nicht vor Metz, sondern im Kanal, vor London, vielleicht auch noch anderswo im Weltmeer. Selbst nach entscheidenden Siegen Deutschlands auf der ganzen Linie und auch beim besten Willen Englands, auf den wir in Zukunft nie wieder rechnen werden, wird die Rückgabe der deutschen Erde im Stillen Ozean ganz gewiß nicht so leicht sein, wie es ihre Wegnahme war. Den schwachen englischen Kolonialrepubliken in der Südsee wird die englische Regierung am Ende noch ihren Willen aufzwingen können. Muß es uns den Raub zurückerstatten, dann liquidiert vielleicht Frankreich seinen Südseebesitz zugunsten von Australasien. Was geht das uns am Ende an? Mit Japan aber, das offenbar immer mehr seine eigenen Wege geht, abseits von allen Verträgen mit seinen englischen Verbündeten, wird die Auseinandersetzung schwieriger sein. Die Befürchtung liegt nahe, daß diese verschlossenen gelben Leute in Tokio, denen England das Schicksal von Ostasien und auch zum Teil von Hinterindien für ein unsicheres europäisches Linsengericht mit dem ganzen Leichtsinn des reichen Verschwenders in die Hände gespielt hat, auf eine solche

Forderung der Herausgabe von Kiautschou und der mikronesischen Gebiete an Deutschland ihren guten englischen Freunden mit einem Mona Lisa-Lächeln antworten: „Kommt und holt sie Euch!" Schon aus diesem Grunde ist ein Streit über das Schicksal der deutschen Kolonien im Stillen Ozean zurzeit noch recht überflüssig. Die kolonialen Erwerbsgesellschaften rühren schon heute kräftig Lunge und Feder für die Erhaltung ihrer jahrzehntelangen harten Arbeit. Sie wollen den Lohn dafür nicht verlieren. Ganz gewiß ihr gutes Recht, eine Ehrenpflicht sogar. Ein Arbeitsfeld an Opfern so reich verläßt man nur mit blutendem Herzen. Aber höher als alle Einzelinteressen, so berechtigt sie für sich auch sein mögen, muß der große allgemeine Gesichtspunkt einer notwendigen Konzentration der gesamten deutschen kolonialen Arbeit stehen. Und auf eine solche scheinen mir die Erfahrungen des Weltkrieges mit zwingender Gewalt uns hinzuweisen. Unsere koloniale Zukunft wird in Nähe von Europa liegen müssen, zunächst in Afrika. Wenn diese und die Rücksicht auf die Stärkung deutscher kolonialer Wehrkraft Opfer im Stillen Ozean fordern sollten — ich lasse das vorderhand dahingestellt sein —, dann müssen sie ohne Murren auf dem Altar des Vaterlandes gebracht werden. Es ist mit eine Lehre des Weltkrieges, daß es stärkere Säulen sein müssen, die das Reich in seiner überseeischen Machtstellung im Ausland stützen und tragen, als es Handelsinteressen an dieser oder jener weltfernen Stelle allein sind. Und die stärkste Säule bleibt immer die W e h r k r a f t, — auch in den deutschen Kolonien. Für eine Nation, die einen solchen Krieg siegreich besteht, darf es in Zu-

kunft Karolinen- und Samoafragen niemals wieder geben. Für koloniale Pygmäenkämpfe haben wir keine Zeit mehr, wo uns ein „deutscher Tag“ heraufdämmert. Da ist es für das Deutsche Reich ohne Zweifel die wichtigste, die Lebensfrage, vor allem Andern zunächst den Unterbau, auf dem seine überseeische Machtstellung ruhen soll, breiter und tragfähiger zu machen, als bisher. Und der liegt — in Europa!

4. Das Völkererwachen im Stillen Ozean und die Renaissance im fernen Osten.

„Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs."
Kaiser Wilhelm II. unter seinem Bilde an Dr. v. Stephan. 1891.

Wir bezeichnen unser Zeitalter, das uns Reichseinheit, Großmachtstellung, Seegeltung gebracht, die vaterländischen Träume von Jahrhunderten erfüllt hat, mit Recht als „die große Zeit" der deutschen Nation und angesichts des gewaltigen Aufschwungs des gesamten Kulturlebens wohl auch als eine zweite „Renaissance". Aber die politische Umbildung Europas ist, so bedeutend sie auch an sich dem deutschen Auge erscheint, doch nicht von hinreichend umwälzender Kraft für die politische Erdkunde gewesen, um das alte Kartenbild aus unserer Schulzeit umzumalen. Das Schachbrett der europäischen Diplomatie ist im wesentlichen bis auf diese Stunde des Weltkrieges dasselbe geblieben; nur die einzelnen Figuren haben über den kriegerischen Auseinandersetzungen hier an Wehrkraft und Einfluß gewonnen und an anderer Stelle verloren.

Am andern Weltende, im Stillen Ozean, dagegen sind genau in demselben Zeitraum die Umwälzungen von so epochemachender Bedeutung gewesen, daß darüber die ganze östliche Erdkugel schon heute ein völlig anderes Gesicht erhalten hat. Es ist eine neue Erde in dieser Wasserwüste geschaffen worden; junge Volks- und Staatengebilde, voll überschäumenden Kraftbewußtseins, sind erstanden, Naturgewächse von Fleisch und Blut, nicht wie auf dem Balkan schwindsüchtige Kunstgeschöpfe aus der Retorte impotenter diplomatischer Perückenweisheit. Daneben hat eine überraschende Wiedergeburt alter ostasiatischer Völker begonnen, die eine Kulturreformation und eine völlige Umbildung aller bisherigen wirtschaftlichen und politischen Machtverhältnisse in jenen gewaltigen Raumgebieten herbeiführen wird. Das alles erscheint uns wie ein Wunder unserer Tage. Und diese völlige Umbildung vollzog sich zunächst nicht, wie in Europa, unter dem Druck großer kriegerischer Ereignisse, sondern allein unter dem friedlichen taufrischen Einfluß des Weltverkehrs. Das ist die Macht, die alles von Grund aus umgeschaffen hat. Die späteren Kriege da draußen sind lediglich Folgeerscheinungen der vorausgegangenen geistigen Umwälzungen.

Die Phantasie der alten Renaissancezeit ersann sich einen großen Zauberer Faust. Er verstand Gold zu machen, konnte Berge versetzen und lehrte die Menschen mit seinem Mantel das Fliegen. Jener mythische Faust ist für unsere Zeit und in ernster Wirklichkeit der allmächtig schaffende Erdgeist des modernen Verkehrs, der alle Zweige des technischen Vermögens

sich dienstbar gemacht hat, zu Lande, zu Wasser und auch in der Luft. Sein Zauberstab stampft Myrmidonenvölker aus dem Boden, bildet sie um zu lebenskräftigen Staaten und verschiebt so die Tummelplätze der Weltgeschichte von einem Ende der Erde zum andern. Erkennt man aber im Weltverkehr von heute die größte treibende Kraft des Werdens unserer Zeitgeschichte, dann büßt die schnelle wirtschaftliche und politische Entwicklung der Dinge im Stillen Ozean an Überraschendem und Unbegreiflichem in unsern Augen erheblich ein. Denn dieser überseeische Verkehr mit allem, was dazu gehört, ist seinerseits wieder nichts anderes, als das Gesamtergebnis aus der gewaltigen Revolution der technischen Wissenschaften im alten Europa, die wir während der letzten fünfzig Jahre selbst mit erlebt und die wir hingenommen haben als etwas durchaus Natürliches, Selbstverständliches. —

Von den neuen Volks- und Staatsgebilden im Stillen Ozean haben Kalifornien, Oregon und Washington und das englische Kanada keinen nennenswerten Einfluß auf die große Politik. Diese amerikanischen Küstenstaaten sind eben Teile der Republik der Vereinigten Staaten von Amerika; das Regiment ruht im Weißen Hause von Washington, nicht in San Franzisko. Andernfalls würde heute der Wind von dorther für Deutschland wohl erheblich günstiger wehen. Und Kanada ist vor allen andern englischen Staatenkolonien in der drückendsten Abhängigkeit vom Mutterlande. Zurzeit gravitiert es mehr nach dem Osten, nach dem Atlantischen Meere, als nach dem Westen, dem Stillen Ozean. — Weitaus höheres Inter-

esse fordern die beiden englischen Staatenkolonien in der Südsee, Neuseeland und Australien, wegen ihrer durchaus eigenartigen, von jeder englischen Bevormundung fast unabhängigen staatlichen Entwicklung und politischen Stellungnahme. Beide Staatswesen sind übermoderne demokratische Gebilde des ausgesprochen staatssozialistischen Gedankens, Republiken, über denen nur ganz äußerlich noch der malerische Faltenwurf des englischen Königsmantels liegt. Die englische Regierung ist ohne jeden politischen Einfluß und begnügt sich mit dem armseligen Zugeständnis dekorativer Äußerlichkeiten einflußloser Gouverneure von „erlauchter Herkunft“, die sich bei ihrem öffentlichen Auftreten von einer Hoheitsstaffage aus Spitzenreitern und Kammerherrn mit blauseidenem Frackkragen begleiten lassen dürfen. Oft schickt man sie nur hin, um ihre zerrütteten Finanzverhältnisse aufzubessern. Und selbst gegen diese bloße Fassade der englischen Weltherrschaft hat sich die sozialdemokratische Mehrheit im Staate Neu-Südwales in den letzten Jahren ausgesprochen; man will die hohen Gehälter los sein, und vor kurzem ist sogar dem australischen Generalgouverneur die hübsche Residenz in Sydney vom Parlament aufgekündigt worden. Bei dem radikalen Wahlrecht nach der Kopfzahl und unter Einschluß der Frauenstimmen ist der entscheidende Einfluß auf alle staatlichen zollpolitischen und auch politischen Maßnahmen allmählich ganz in die Hände der sozialistischen, der Arbeiterpartei der großen Städte gekommen, auch wo sie noch nicht das verantwortliche Ministerium zu stellen hat. Dabei ist die sozialdemokratische Partei klug genug, um

alles monarchische und kirchliche Außenwerk beizubehalten. Es gehört im englischen Land auch für einen Sozialdemokraten zum guten Ton, daß er beim Namen des Königs aufsteht oder bei einem Hoch auf ihn „God save the King" singt und an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst besucht. Freilich denken die meisten sich weder bei dem einen noch bei dem andern allzuviel. Aber der ausgesprochen kirchliche Standpunkt der Arbeiterpartei genügt doch, um die irischen Katholiken unter dem Vorantritt des vor wenigen Jahren verstorbenen Kardinals Moran in Sydney, eines eingefleischten Irländers, aber hervorragenden, auch äußerlich imponierenden Kirchenfürsten, samt und sonders zur sozialistischen Fahne schwören zu lassen. So ist Australien nicht mit Unrecht zu dem Rufe eines „Arbeiterparadieses" gekommen. Alles dreht sich dort in erster Linie um die Interessen der Arbeiter. —

Neuseeland hat bisher die Aufmerksamkeit weit weniger auf sich gezogen, als Australien, obgleich es als „Dominion" nach der englischen Reichsetikette den Vortritt vor jener weit größeren Kolonie hat. Die beiden Inseln von Neuseeland, nur durch den schmalen Kanal der Cook-Straße getrennt, aber grundverschieden von einander in Klima und Bodencharakter, sind genau das Antipodenland von Deutschland und liegen fernab von den Hauptstraßen des Weltverkehrs. Mit Australien vermittelten bisher nur minderwertige Dampfer den Verkehr; erst in den letzten Jahren haben die großen englischen Hauptlinien London-Sydney einige ihrer Schiffe bis Wellington weiter fahren lassen. Sonst gab es nur noch Dampfer für den Südseever-

kehr und die englische Linie um das Kap Horn nach der Ostküste von Südamerika. Eine Verbindung mit der amerikanischen Gegenküste bestand überhaupt nicht. Bei einer solchen Weltentlegenheit ist es kein Wunder, daß ein so zukunftsreiches Land, wie es sich zum zweiten Male auf der Welt nicht wiederfindet, heute kaum erst eine Million Einwohner zählt; bei einem Flächeninhalt von der Größe Italiens. Dabei ist Neuseeland von hervorragender Fruchtbarkeit und die Südinsel ein geradezu ideales Land für Siedelungszwecke; in den Niederungen für Ackerbau, in den höheren Matten des Hochgebirges für Viehzucht — und ohne die australischen Dürren. Es besitzt daneben für künftige Industrien außerordentlichen Wasserreichtum in Flüssen und Bergseen, in Westport eine weit bessere Kohle als die australische von New-Castle und reiche, zum Teil noch unangebrochene Mineralienlager. Dazu kommt in der Südinsel ein mildes Klima mit einem Winter gleich dem der Südabhänge der Alpen. Daß ein so wundervolles Stück Erde von der Einwanderung bisher so vernachlässigt worden ist, liegt nur an dem Mangel des Weltverkehrs. Früher ist das Land stark bewohnt gewesen, aber der blutige Vernichtungskrieg einer brutalen englischen Eroberungspolitik hat die Maoris bis auf etwa 80 000 Köpfe herabgebracht. Wer sich über die „humane" Methode der Kolonisation und Kulturmission Englands näher unterrichten will, braucht sich nur in Waikarewarewo oder besser noch im Gelände des gerühmten Wanganui-Stromes mit den alten tätowierten Maoris, die diese Dinge noch miterlebt haben, vertraulich zu unterhalten. Er wird dabei haarsträubende Dinge

erfahren; würdige Seitenstücke zu den Scheußlichkeiten des Burenkrieges. Vor einigen Monaten haben sich die Engländer der heroischen Kämpfe der Eingeborenen von Neuseeland wieder einmal erinnert. Eine Reuter-Depesche kündigte pomphaft den Anzug einer Hilfstruppe von 50 000 „tapferen Maoris" an. Danach müssen sich die Leute vom Wanganui-Fluß in den paar Jahren, daß ich sie zum letzten Male gesehen habe, erstaunlich schnell vermehrt und dazu auch ihren alten tiefeingewurzelten Nationalhaß gegen ihre mitleidslosen Unterdrücker ganz vergessen haben. Aber „Reuter" bringt am Ende alles fertig. —

Mit der Beendigung der Maori-Kriege begann die Erschließung des Landes für Bodenkultur, Handel und Verkehr; in dem ganz überhasteten Tempo unserer Zeit. In allen Zweigen der Staats- und Gemeindeverwaltung war ein förmliches Wettrennen um das Allermodernste. Man war nicht wenig stolz darauf, daß man in Kaupoi den ersten weiblichen Bürgermeister besaß — nebenbei eine Deutsche von Geburt, aus dem Hessischen — und die schärfsten Gesetze gegen den Ausschank von Alkohol. Der Einfluß des Frauenstimmrechts war hier unverkennbar! Die Neuseeländer sind offenbar mächtige Pantoffelhelden! Im Parlament wurde die Gesetzemacherei zum Sport; selbst der zahme weiße Walfisch in der Bucht von Wellington, der „Pellorous-Jack", erhielt sein eigenes Schutzgesetz vom Unterhaus, als man einmal auf ihn geschossen hatte! „Je schlechter der Staat, desto zahlreicher die Gesetze!" warnt schon Tacitus in seinen Annalen. Was in Neuseeland im sozialen Experimentieren während der

letzten Jahre geleistet worden ist, spottet jeder Beschreibung. Man spricht von einem „Land der sozialen Wunder"; mir scheint nur das ein Wunder zu sein, daß das Inselgebiet darüber nicht schon längst bankerott geworden ist. Schulden hat man übergenug. Was den Staat heute allein noch über Wasser hält, sind die goldenen englischen Ketten. Dabei sind die Neuseeländer verschwenderisch freigiebig. Vor ein paar Jahren, als England in Flottennöte kam, schenkten sie den „armen" Leuten in London einen Dreadnought; freilich mußten sie sich das Geld dazu erst von einer englischen Bank leihen. „Wir taten, was wir schuldig sind", erklärte der sardinische Adel einmal dem Könige; „aber wir sind auch — alles s c h u l d i g geblieben!" Stolz will ich den Spanier! — Trotz alledem ist es mit der Entwicklung des Landes und der Verkehrserschließung des Innern über Erwarten schnell vorwärts gegangen. Auch die Maoris haben der Kulturbewegung volles Verständnis entgegengebracht. Und die Briten, die doch sonst so peinlich zurückhaltend sind, wenn es sich um Farbige handelt, sitzen mit den braunen Leuten im Parlament zusammen und haben es geduldig hingenommen, als der Maori-Sprößling Carrol in Abwesenheit des Ministerpräsidenten das Regiment führte. Mani Pomari war zu meiner Zeit Chef des Gesundheitsamts und Ngatha, wie Pomari Vollblut-Maori, gar Minister! In Deutschland wird man das Überraschende dieser kulturellen Siebenmeilenstiefel-Entwicklung der Eingeborenen am besten sich vergegenwärtigen, wenn man sich denkt, daß der preußische Kultusminister der leibhaftige Sohn eines der beiden wilden

Männer mit Blätterschurz und Keule wäre, die im preußischen Staatswappen als Wappenhalter zu sehen sind! —

Eine überaus glänzende Aussicht aber eröffnet sich für die Kolonie mit dem Panamakanal. Der neue Seeweg bringt das Land aus der Einsamkeit einer verlorenen Sackgasse unserer Erde mitten in den großen Seeverkehr, dicht heran an eine der Hauptachsen, um die sich heute der Welthandel dreht, an die Vereinigten Staaten von Amerika, und um einen Zeitraum von zwei Wochen näher an Europa. Kein Wunder, daß man schon heute in Erwartung großer Dinge in Neuseeland das Gesicht gespannt der amerikanischen Lichtseite zuwendet. Ohne Zweifel wird gleich nach der Eröffnung des Panamakanals eine Fremdenindustrie in großem, echt amerikanischem Maßstabe auf den Inseln einsetzen. Unter ihrem Einfluß wird Handel und Wandel und damit der allgemeine Wohlstand eine ungeahnte Steigerung erfahren. Dieses herrliche Land ist für den Welttouristenverkehr geradezu ideal, mit seinem Reichtum an landschaftlich Großem und Eigenartigem. Es verbindet die Wunder der Tropen mit den heroischen Szenerien der nordischen Fjorde und der Gletscherwelt der Alpen. Dazu der bizarre Reiz der Geisergebiete und Riesenvulkane im Norden. Die Verwirklichung aller Zauber des „Sommernachtstraumes" der modernen Bühnenkunst in gigantischem Maßstabe mit der lebendigen Staffage der schönen Maori-Menschen! Im Jahre 1787 hat Forster Neuseeland besucht und prophezeite schon damals dem Lande eine glänzende Zukunft. Er meinte, daß ihm die Inselgruppe bestimmt zu sein schiene, dereinst „die Königin der südlichen Welt"

zu werden. Vielleicht erfüllt sich das noch in unseren Tagen, denn die Südsee tritt mit Riesenschritten ein in die Geschichte. —

Der Entwicklungsgang des australischen Volkes ist grundverschieden von dem Werdegang des neuseeländischen. In der neueren Geschichte steht er wohl in seiner Art einzig da. In dem Schaufenster eines Schuhladens in einer der Sydneyer Hauptstraßen sah ich einmal zwei jener schweren schweinsledernen Pantinen mit dem bezeichnenden Eisenring, wie sie der australische Sträfling tragen mußte, neben einem Paar der elegantesten Lackstiefelchen für Gesellschaftszwecke. Der witzige Schuster hatte sarkastisch darunter geschrieben: „Einst und jetzt!" Eine kurzgefaßte Entwicklungsgeschichte Australiens für den Anschauungsunterricht! Von einem staatlichen Riesenzuchthaus zu einem republikanischen Bundesstaat der allermodernsten sozialistischen Form, der »Commonwealth«, innerhalb von fünfzig Jahren! Bis 1853 hat die englische Regierung mehr als 600,000 Menschen als Staatsgefangene nach dem neuen Weltteil transportieren lassen. Das ist im wesentlichen der Grundstock des heutigen australischen Volkes. „Kratzt man einen Russen", heißt es, „so kommt allemal der Tartar zum Vorschein." Auch die australischen Baronets, die man in London zum nicht geringen Entsetzen der altenglischen Aristokratie in den letzten Jahren zu schaffen angefangen hat, darf man einer Ahnenprobe nicht unterwerfen; andernfalls muß man gewärtig sein, schon in der zweiten Generation auf einen englischen Wilddieb oder Beutelschneider zu stoßen. Und im Hause des Gehängten spricht man nicht gern vom Strick. —

Eine übermütige Weltlaune hat in Australien aus dem Restekasten der Völker Europas eine neue Nation zusammengeschweißt. Ein recht buntscheckiges Völkergemisch, ein willkommenes Studienfeld für den Völkerpsychologen und ein Sprachenwirrwarr dazu wie beim Babeler Turmbau, alles unter englischem Deckblatt. „Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen!“ Verbrecher und Abenteurer, die verlorenen Söhne aller Weltteile und dazu ein kerniger Einschlag von tüchtigen Arbeitern und Bauern, die Sehnsucht nach der eigenen Scholle hinaustrieb in die Ferne. Darüber eine ganz dünne Schicht abendländischen Kulturfirnisses, ein weißes Vorhemdchen, unter dem kein Hemd sitzt. Man besuche nur ein Theater in Sydney oder Melbourne, wo die „Elsa“ Wagners gezwungen wird, zu ihrem Sang auch noch zu tanzen! Oder eine staatliche Gemäldegalerie! Bode würde seine helle Freude über den australischen Kunstunsinn haben. Dafür kann aber die Arena kaum die Zuschauer fassen, die herbeiströmen, um für einen Eintrittspreis von zwanzig bis hundert Mark den riesigen Nigger Johnson boxen zu sehen. Kann man sich ein roheres Vergnügen denken, als einem Boxkampf beizuwohnen? Die Australier merken es auch recht wohl, daß man sie in London gleich hinter Neger, Kanaken und Halbblut einschätzt, und wie die englischen Klubkreise beim Erscheinen eines »Colonial« nervös zusammenzucken. Freilich zum Ausfüllen der Schützengräben in Frankreich und in der Türkei sind die kräftigen australischen Jungen noch lange gut genug. Die armen Toren! Sie haben das schon einmal im südafrikanischen Kriege durchgemacht,

als es galt, das ehrenwerte, tapfere Burenvolk um seine Freiheit zu bringen. Aber das war in der Zeit vor der Gründung des australischen Staatenbundes, als die Einzelstaaten noch ganz unter englischer Botmäßigkeit standen. Auch ist man damals recht vorsichtig bei der Anwerbung der australischen Landsknechte vorgegangen; man klingelte dafür nur das allerübelste Gesindel in Stadt und Land zusammen, um es auf diese Art ein für allemal los zu werden. Diese verlorenen Söhne der Dame Australien kamen aber leider fast alle wieder zurück in die Heimat. Die Folge war, daß man nachher im ganzen Lande — die Zuchthäuser vergrößern mußte. In der Kultur der englischen Kriegführung gegen die Burenfrauen und Burenkinder hatten diese „Vaterlandsverteidiger“ nur Übles zugelernt. Ganz rein scheint auch diesmal die Freude nicht gewesen zu sein, die England an den australischen Hilfstruppen in Ägypten gehabt hat! Sicher aber ist es überaus bezeichnend für den geringen Wert der sozialistischen Humanitätsleitsätze, wenn sich heute auch die sozialistische Musterrepublik der »Commonwealth« dazu hergibt, fast fünfzigtausend junge Australier für die einseitigen und selbstsüchtigen Handelsinteressen der Londoner Kapitalistengruppen verbluten zu lassen, an der Seite der verachtetsten Menschenrassen aller Weltteile! Und dabei fehlen in dem reichen Erntefeld des australischen Küstenlandes überall die Schnitter! Nur durch Zuwanderung zeigen die städtischen Bevölkerungsziffern noch eine Zunahme, nicht auf dem natürlichen Wege der Geburten. Ich glaube, selbst in Paris ist die Mutterschaft für die jungverheiratete Frau kein so arges Schreckensgespenst, wie für

die übermoderne Frau in Sydney und Melbourne. Wie sagt doch Roosevelt in seiner berühmten Chicagoer Rede im April 1899? Das gehört in das Stammbuch der australischen Frauen: „Frauen, die zurückschrecken vor der Mutterschaft, wandeln am Rande des Abgrunds und verdienen, von der Erde zu verschwinden, wo sie mit Recht ein Ärgernis sind für alle kräftigen, mutigen, verständigen Männer und Frauen!" Und dabei trägt jeder Australier schon heute sichtlich die Befürchtung mit sich herum, daß der Tag schneller kommen wird, als man in Australien ahnt, wo das australische Volk wie jedes andere um seine Existenz kämpfen muß, gegen das Ameisengewimmel der kriegserprobten gelben Rasse. Für ein solches Völkerringen genügt aber eine Einwohnerzahl von noch nicht fünf Millionen ganz gewiß nicht.

Und gerade in dieser unzureichenden Zahl der Bevölkerung, von der die Hälfte in den großen Wasserköpfen des Landes, in den Hafenstädten Sydney, Melbourne, Brisbane und Adelaide sitzt, besteht die Hauptsorge aller ernsten australischen Kreise. Das Problem der Lösung dieser Lebensfrage für das junge Land wird noch verwickelter durch die strengen Einwanderungsgesetze der Arbeiterpartei. Alle Analphabeten und angefärbten Individuen sind grundsätzlich ausgeschlossen, gleichviel, woher sie stammen. Was wollen fünf Millionen Einwohner in einem ganzen Erdteil bedeuten, der, rings vom Meere bespült, etwa siebendreiviertel Millionen Quadratkilometer umfaßt, in einem fast völlig agrarischen Lande? Dazu in der Nähe mächtiger Völker voll Begehrlichkeit, bei denen jahraus, jahrein Hundert-

tausende von Menschenleben aus Mangel an Arbeit und Raum elend zugrunde gehen müssen. Was kann da die kleine Flottille von ein paar Kriegsschiffen, die die Commonwealth auf englisches Anraten für teures Geld in England sich in den letzten Jahren hat bauen lassen, was die armselige Soldatenspielerei nützen, mit der Kitchener bei seinem letzten Besuche die Australier beglückt hat? Man brauchte nicht gerade Gedankenleser von Beruf zu sein, um es diesem finstern Kriegsmann mit den stahlharten Augen anzusehen, daß die neue australische Armee nicht besonders nach seinem Geschmack war. Von einem ganzen Lancerregiment hatten sich kaum vierhundert Mann zur Felddienstübung damals eingefunden! „Ich glaube, George, der Kerl macht sich über uns lustig!" hatte der damalige Kriegsminister Cook seinem Freunde, dem Ministerpräsidenten George Deakin, zugeflüstert, als Kitchener vor ihnen eine seiner sarkastischen Kritiken abhielt. Wie ist es aber möglich, daß die Regierung eines menschenarmen, jungen Staates so verblendet sein kann, ohne zwingende Not, nur über die Jagd nach dem Irrlicht des „panaustralischen" Gedankens, ein kraftvolles, zeugungsfähiges Geschlecht der englischen Blutpolitik zu opfern! —

Auch Australien hat zunächst einen politischen Läuterungsgang durch das Elend einer wunderlichen Kleinstaaterei machen müssen, wie Deutschland, wie Italien. Erst am 1. Januar 1901 kam es zur Verwirklichung des australischen Einheitsgedankens. Das junge Südsee-Reich hat zwar die Blutprobe seiner Lebensfähigkeit noch nicht abgelegt; aber für seine künftige Macht und Größe liegen die natürlichen Voraussetzungen ohne

Zweifel außergewöhnlich günstig. An seinen Küsten brechen sich die Meere aller Himmelsrichtungen, und unvergleichliche Häfen öffnen ihre Welttore dem gesamten überseeischen Verkehr. Die großen englischen Dampferlinien wetteifern mit den Schiffahrtsgesellschaften Deutschlands, Frankreichs, Hollands, der Vereinigten Staaten von Amerika und Japans. Ein fast unerschöpflicher Reichtum an Bodenschätzen steht dem Lande zur Verfügung: die außergewöhnliche Ertragskraft des Ackerbodens, Kohlenminen, die unmittelbar in einen der größten Welthäfen, wie es Sydney ist, auslaufen, Lager von nahezu allen Mineralien, von Gold und Edelgestein bis zum Zink und Eisen. Für Englands Goldbestand ist Australien eine der ergiebigsten Quellen. Im übrigen hatten die europäischen Einwanderer bei ihrem Eintritt in Australien so gut wie nichts vorgefunden. Alles was das Land heute über die Mineralien hinaus hervorbringt, haben sie erst schaffen oder mitbringen müssen: von der Kartoffel bis zum Weinstock, von der Katze bis zum Rindvieh und dem Pferde. So ist Australien eines der bedeutendsten Ausfuhrländer der Erde geworden, an Weizen und Wolle, an Früchten und Wein, an gefrorenem Fleisch und edlen Pferden. Daneben ist der gesamte Seeverkehr im südlichen Teile des Stillen Ozeans auf die Kohle Australiens und Neuseelands angewiesen. Und wer vermag heute schon vorherzusagen, wie stark der neue Seeweg des Panamakanals auch auf Australien in seiner weltwirtschaftlichen und damit weltpolitischen Weiterentwicklung in der nächsten Zukunft einwirken wird?

Es ist unverkennbar der Weltverkehr, dem Australien

seine heutige schnelle und glänzende Erschließung verdankt. Ist es da nicht unbegreiflich, wie das australische Volk so arg blind sein kann, die gegebene Weiterentwicklung des Landes auf dem Wege der Einwanderung durch eine überaus bureaukratische Gesetzgebung und durch die Errichtung von wahrhaft chinesischen Mauern mit Gewalt zu unterdrücken? Die Bodenkultur eines solchen weiten Neulandes, wie es Australien ist, verlangt nach arbeitskräftigen Armen, die Hacke und Spaten rühren können; das andere kann zunächst ziemlich gleichgültig sein. Nur wenn es der australischen Gesetzgebung gelingt, die zeitgemäße Lösung für die Frage der Einwanderung zu finden, wird der Wahlspruch des neuen Reiches sich verwirklichen lassen können: »Advance Australia!« Wer längere Jahre in den Gebieten des Stillen Ozeans zugebracht hat, weiß aber auch recht gut, daß es im Grunde ein rein politisches Moment ist, das die harten Einwanderungsgesetze aller dieser Ansiedlungsländer, der kalifornischen und kanadischen Küste wie Australasiens gleichmäßig diktiert hat: die Furcht vor einer drohenden japanischen Vergewaltigung. Für die weiße Bevölkerung da draußen ist die gelbe Gefahr ein unerschütterlicher Glaubenssatz, verquickt mit Gemütsimponderabilien des weißen Rassengeistes. Das bildet heute noch den festen unverrückbaren Querbalken, der die Säulen der weißen Staaten im Süden und Norden des Stillen Ozeans zu einer einheitlichen Gesamtpolitik solidarisch zusammenfügt gegenüber der ostasiatischen Machtgruppierung unter Japans Führung.

Auch die überraschenden kulturellen, wirtschaftlichen und

politischen Umwälzungen, die sich in der ungeheuern Völkerherde von Ostasien vollzogen haben und täglich sich vor unseren Augen noch weiter fortsetzen, sind keineswegs das Ergebnis einer Reformbewegung von innen heraus. Die treibende Kraft kam auch hier, im Norden des Stillen Ozeans, von außen, vom Meere. Der Weltverkehr ist es gewesen, der die Tore der japanischen und chinesischen Reiche mit Gewalt erbrochen hat. Die erste Erschließung Chinas erzwang England mit dem schmachvollen „Opiumkrieg"; den Stacheldraht, der Japan von allem Handel und Verkehr abschloß, haben die Vereinigten Staaten von Amerika durchschnitten. Die beiden gelben Völker haben den Stoß, der sie aus ihrem langen Schlaf aufschreckte, je nach ihrem völkischen Temperament und Charakter grundverschieden aufgenommen.

Die Chinesen sind trotz aller üblen Erfahrungen bis auf den heutigen Tag die unentwegten Anbeter der Friedenslehren des Konfuzius geblieben. Dieser alte Philosoph der Lebensklugheit und Sitte war schon vor zweitausend Jahren auf den klugen Gedanken unserer Friedensapostel gekommen, daß der Krieg doch am Ende nichts anderes sei, als das „Überbleibsel" einer barbarischen Zeit. Über diese Weisheit haben die Chinesen jedes Streben nach ritterlichen Taten und die kriegerische Spannkraft verloren. In einer so ehernen Zeit aber, und umgeben von Nationen mit militärischen Eigenschaften, mußte ein solches Volk, in dem nur die Sehnsucht nach friedlicher Ruhe um jeden Preis, nach Genuß und Reichtum lebte, ein willkommenes Beuteobjekt der Welt und das chinesische Land der Kriegsschau-

platz fremder Mächte werden. So ist China heute „der kranke Mann im fernen Osten", der auf besondere Rücksichtnahme von irgendeiner Seite nicht mehr rechnen darf. Ganz gewiß empfand man auch im Reiche der Mitte die Störung der tausendjährigen Ruhe und Abgeschiedenheit äußerst unbequem; aber die unverbesserliche Bureaukratie des chinesischen Gelehrtenregiments lehnte es hochmütig ab, von der herandringenden fremden Kultur irgend etwas zu lernen. China verließ sich auf sein starkes Beharrungsvermögen und auf die bewußte passive Widerstandskraft von fünfhundert Millionen Zopfträgern gegen alles Fremde. Und die haben denn auch in den letzten Jahrzehnten eine bewundernswerte Ausdauer entwickelt; wenn sie auch nur darin beruht, daß man in China grundsätzlich keine Eile hat. „Wir kommen mit unserm Wagen nicht so schnell ans Ziel, wie Ihr auf Euren Eisenwegen, das ist ganz gewiß wahr", sagte einmal Prinz Kong zum französischen Gesandten; „aber wir haben ja auch gar keine Eile!" Das ist bezeichnend für China und für die gesamte chinesische Politik; aber auch das Verhängnis für das ostasiatische Riesenreich. Hätte die chinesische Regierung im entscheidenden Augenblick ihre Zeit richtig verstanden, hätte sie wie Japan die Schonzeit der letzten vierzig Jahre benutzt, um sich Wehrkraft und die innere nationale Geschlossenheit zu schaffen, so würde China heute in einer nahezu unangreifbaren Weltmachtstellung sein. Es hatte bei seinem unerschöpflichen Reichtum und bei seinem internationalen Kredit, den das japanische Inselreich auch heute noch nicht annähernd so besitzt, mit seiner riesigen Menschenmasse die natür-

liche Anwartschaft darauf gehabt. So aber riß das kleine und überaus arme Japan die Führerrolle in Ostasien an sich. Vorläufig wenigstens; denn auch in China dämmert unter dem gescheiten Volkstribunen Juanshikai die Zeit einer Renaissance herauf, zwar langsam und zögernd, dem Volkscharakter entsprechend, aber doch unverkennbar. Es fehlt eben dem chinesischen Volke jene politische Leidenschaft, die Bismarck einmal eine „nationale Tugend" genannt hat. Keiner erkennt das schärfer als die japanische Regierung, und sie benutzt die günstige Zeit des Weltkrieges, um den Grundsatz des großen Strategen im japanisch-russischen Kriege, Jamagata, auf China, solange es noch in der innern Umbildung, im Werden ist, anzuwenden: „Man muß gegen den andern vorgehen, ehe ihm zum Schadentun — die Flügel wachsen!"

Ganz anders wirkte die Erschließung für den Weltverkehr auf das japanische Volk. Der amerikanische Kommodore Perry hatte nur den Vorhang gelüftet, hinter dem sich das geheimnisvolle Inselreich der Sonnengöttin so lange verborgen gehalten hatte. Der Geschützdonner, unter dem die Seefeste Shimonoseki zehn Jahre später zusammenbrach, war der Künder des entscheidenden Wendepunktes im Völkergeschick von Alt-Japan. Im Gegensatz zu China erkannte man in den führenden Kreisen von Japan, daß die alten Götter und die Handwaffen der Samurai nicht mehr imstande waren, das Land vor den Fremden zu schützen. Die weisen Leute in Kioto und Tokio hörten aus dem Kriegslärm an der Eingangspforte ihres verschlossenen Binnenmeeres deutlich heraus, wie die alte eingerostete

japanische Schicksalsuhr aushob zum Schlagen der Morgenstunde für die nationale Wiedergeburt des Kaiserreichs des Mikado. Während man in den nächsten Jahren in Europa des japanischen „Zwergenvolkes" im fernen Osten kaum noch gedachte, vollzog sich in Japan eine gewaltige innere Umwälzung. Vorsichtig begann man die Tore zu öffnen und aus den fremden Waffen, denen man nicht hatte widerstehen können, die eigenen zu schmieden. Die jungen Japaner zogen, wie unsere früheren Handwerksburschen, auf die Wanderschaft nach Europa, um den verhaßten Fremden ihre teuflischen Künste abzulernen. Sie kehrten heim, vollgepfropft mit den Errungenschaften abendländischer Wissenschaft und Technik. Kein Preis war der japanischen Regierung in jenen Jahren zu hoch, um Lehrer für alle Zweige der fremden Kultur ins Land zu ziehen, nicht zuletzt für das Kriegshandwerk und den Seeberuf. Man wandelte in Japan damals völlig in den Spuren Peters des Großen, als er die germanische Kultur zu Hilfe rief, um das alte Moskowitertum umzugestalten zum heutigen Rußland. Wie die Russen von damals, sind auch die Japaner von heute nicht imstande gewesen, Neues von innen heraus aus eigener Kraft zu schaffen. Der Umgestaltungsprozeß des japanischen Volkes ist nur „Renaissance". Sie bauten mit den neuen Steinen aus Europa das alte Haus der volkstümlichen eigenen Kultur aus, in pietätvoller Beachtung nationaler Motive und der völkischen Überlieferungen. Verschlossen — das ist ja bis auf den heutigen Tag der hervorstechende, nicht sympathische Charakterzug des Japaners — wahrte man nach außen hin das Antlitz des Volkes in

unveränderten, gleichgültigen Zügen. Ganz still vollzog sich während derselben Zeit, wo Preußen das Schwert schmiedete, um damit die deutsche Reichseinheit zu erkämpfen, auch da draußen, fast unbemerkt von Europa, die epochemachende Umgestaltung des zerrissenen japanischen Volkes zur festgeschlossenen Nation. Die alten Daimios, die japanischen Duodezfürsten, schwuren feierlich ihr Raubritterhandwerk ab und entsagten freiwillig für alle Ewigkeit sämtlichen fürstlichen Sonderrechten zugunsten des Kaisers. Ein in der Weltgeschichte wohl einzig dastehendes Beispiel vaterländischer Selbstverleugnung und staatlichen Sinnes. Und diese unbedingte Unterordnung vom Fürsten bis zum niedrigsten Kuli unter die Autorität des Staatsgedankens, diese selbstverständliche Bereitwilligkeit zu jedem Opfer an Gut und Blut in vaterländischer Pflichterfüllung durchtränkt das ganze Volk. „Achtet die Gesetze! Wenn aber schwere Tage kommen, so seid bereit, euch mutig dem Staat zu opfern. Bewahrt heilig das Palladium des Kaiserthrons!" So lautet der Sinn einer hervorragenden Stelle aus dem letzten berühmten Erziehungserlaß, den der verstorbene Kaiser eigenhändig für die japanische Jugend niedergeschrieben hat. Auf dem Boden einer solchen echt staatsbürgerlichen Erziehung und in der Richtlinie des klaren unerschütterlichen monarchischen Gedankens hat sich die staunenswert schnelle Entwicklung des japanischen Volkes vollzogen, von der feudalen Ritterzeit bis zur heutigen Stellung einer Weltmacht auf europäischer Kulturunterlage. Den Weg zu nationaler Geschlossenheit, zu dem die deutsche Nation ein halbes Tausend von Jahren gebraucht hat, legten die Japaner

unter der mächtigen Triebkraft des Weltverkehrs in dreißig Jahren zurück. Ja, ich glaube, daß in keinem modernen Staate der Erde die Regierungsgewalt so einheitlich und so stark entwickelt ist, wie in Japan. Keinerlei Ministerverantwortlichkeit schmälert die höchsten kaiserlichen Rechte. Dort bestehen keine konfessionellen und sozialen Gegensätze wie bei uns. Die sozialistische Tendenz, die nahezu alle wichtigen Unternehmungen mit über einem Viertel aller Arbeiter verstaatlicht hat und das Staatswesen überall durchflutet, hindert jede Möglichkeit einer einseitig sozialen Agitation. Es gibt nur eine politische Massenempfindung im japanischen Volke; sie charakterisiert sich als unbegrenztes Vertrauen zum Mikado und zum Staat. Und die erhabene Stellung des Mikado stammt nicht nur von „Gottes Gnaden"; als Nachkomme der Sonnengöttin trägt sein Haupt neben der weltlichen Kaiserkrone auch noch den Heiligenschein göttlicher Abkunft. Spricht der Kaiser zum Volk, so kann er es als Regent tun, aber ebensogut auch als unfehlbarer göttlicher Prophet. Für uns heute völlig fremde, ganz unfaßbare politische Gedanken. An ihrem Gegensatze ist unser mittelalterliches deutsches Kaisertum zugrunde gegangen.

Noch sichtlicher tritt das altjapanische Wesen bei der Durchführung der japanischen Wehrkraft hervor. Der kriegerische Sinn war im Volke lebendig geblieben von alters her. Das Eisen im japanischen Blut der Kriegerkaste war als ein Erbstück der Ahnen vom Vater auf den Sohn gekommen. Die Ausbildung der kriegerischen Eigenschaften: Stoische Selbstbeherrschung, Tapferkeit, Todesverachtung und Mannestreue

gehört in Japan zur guten Erziehung des Jünglings. Der Tod für den Mikado und das Vaterland und der persönliche Nachruhm gilt höher als jeder andere Wert; ganz gewiß in allen besseren Kreisen. Als der Held von Port Arthur, Feldmarschall Nogi, der auch Europa einige Zeit bereist hatte und in Berlin gewesen war, an dem Tage, wo man seinen großen Kaiser zu Grabe trug, unter Wahrung der althergebrachten Förmlichkeiten des Ehrenkodex des Bushido Harakiri beging, mutete es uns im christlichen Lande an wie ein Kapitel aus der nordgermanischen Helden- und Göttersage. Einem solchen feierlichen Selbstmorde eines ruhmgekrönten ersten Heerführers, nur um vor der japanischen Welt ein Beispiel der Mannentreue zu geben, stehen wir völlig verständnislos gegenüber. Es mutet uns das so fremd an, wie die Anreden der Generale an die Geister ihrer auf dem Felde der Ehre gefallenen Kameraden in den buddhistischen Tempeln oder die feierlichen kirchlichen Akte zur Erinnerung der im Kriege für das Vaterland umgekommenen Pferde! Eine fremde Volksseele ist es, die da in unverständlicher Sprache zu uns spricht; der Eintritt in diese eigenartige Gedankenwelt, die seine uralte National- und Kulturgeschichte dem japanischen Volke geschaffen hat, ist für uns und unsere heutige Weltanschauung fast ausgeschlossen. Aber das begreift man auch ohne tieferes Studium des japanischen Ahnenkultus, daß Menschen, deren Phantasie sich eine dauernde Brücke zu den Geistern im Schattenreich geschaffen hat, sich leichter über die Schrecken des Todes hinwegsetzen, als andere, die nur an das armselige Leben sich klammern. Und weiter, daß diese erstaun-

liche Todesverachtung der japanischen Truppen ein wichtiges Unterpfand für ihren Sieg bilden muß. Wir verstehen es, daß das japanische Volk bei dieser echt staatsbürgerlichen und einer so ausgesprochen militärischen Erziehung mit den Millionenheeren der entnervten Chinesen spielend leicht fertig werden, entscheidende Siege über eine der stärksten Großmächte von Europa davontragen und die russische Flotte vernichten konnte. Man kann an diesem überraschend schnellen Aufstieg eines asiatischen Volkes lernen, wie eine Nation bei einer solchen Erziehung auf dem Boden völkischer Tradition und unter kluger Ausnutzung des Fortschritts fremder Kulturen für das eigene staatliche und bürgerliche Leben sich den Weg zu erkämpfen vermag zu Macht und Größe, mit den eigenen Waffen, wenn es nur willensstark, sinneseinig und wehrfähig ist. In Japan ist das ganze Volk heute von der Einsicht durchdrungen, daß Heer und Flotte das Schwert und Schild sein müssen, die es allein vor dem unwürdigen Schicksal Chinas schützen können. —

Man zürne nicht zu sehr, daß ich schon vor dem Ende des deutschen Krieges und noch unter dem frischen Eindruck des häßlichen Überfalls der Japaner auf uns Worte geschichtlicher Würdigung finde für einen unserer Gegner. Ich mache gar kein Hehl daraus, daß das Bild des japanischen Volkes neben seinen tüchtigen Eigenschaften auch sehr starke Schatten zeigt. Man weiß aus den letzten Skandalprozessen gegen japanische Lieferanten und Kapitalisten, daß auch in Japan bereits der schändliche Tanz um den Gott dieser Erde, um das goldene Kalb, begonnen hat, obgleich doch auch die altjapanischen Lehren wie unsere christ-

lichen predigen, daß das Leichenhemd keine Geldtaschen hat. Ich leugne weiter auch nicht, daß ich einen ähnlichen Tiefstand der Moral kaum in einem anderen Lande, das sich der abendländischen Kultur erschlossen hat, gefunden habe, wie gerade in Japan; wo man es ungestraft vor aller Augen zuließ, daß die Eltern wohlüberlegt die eigenen Töchter zum Verkauf zu stellen pflegten. Und kein Cato, wie der alte Nogi in der Armee, stand damals dagegen auf. Man haßt bei uns offenen Deutschen aus tiefster Seele die typische japanische Verschlossenheit, die Hinterlist, die Unzuverlässigkeit, die fast unzertrennlich vom Nationalcharakter zu sein scheinen. Was ich an Japanern in unseren Schutzgebieten, in Australien, in Manila, Hongkong und Kanton angetroffen habe, war größtenteils minderwertiger, als der chinesische Kuli. Anders aber liegen die Dinge doch in den gebildeten Kreisen Japans. Diese Oligarchie handelt überall nach der letzten Mahnung Washingtons auf dem Sterbebette: „Erzieht das Volk!" Es ist schwer, unter dem frischen Eindruck des hinterlistigen Angriffs auf unser friedliches Land Kiautschou und der Vernichtung unseres tapferen spartanischen „Tausend" in Tsingtau zu einem billigen Urteil über die Japaner zu kommen. Ganz gewiß war das kein Heldenstück; und diese japanische Kriegserklärung ein Kabinettsstück politischer Unverfrorenheit, asiatischer Überhebung und Tücke. Aber wir wollen nicht vergessen, daß der Schleier noch keineswegs gehoben ist, der über dem Rattennest englischer Weltintrige, die hier mitgewirkt hat, liegt. Schon Tacitus sollte uns darüber belehrt haben, daß es eines großen Volkes nicht würdig ist, Feinde zu verachten oder zu schmähen; auch

nicht im ersten Zorn. Wozu also das überflüssige Schelten auf „gelbe Affen" und „Teufel"? Ich denke, wir haben auch in Europa, in gelobten Landen christlicher Kultur, genug „gelben Volkes" in Hautfarbe und noch mehr an Charakter, das für englisches und französisches Geld heilige Verträge gewissenlos bricht und sich in den Blutpfuhl des Krieges stürzt, gerade wie die japanischen Kulis für ein paar Kupfermünzen ins Meer springen! Ich sollte meinen, wir hätten nach den traurigen Erfahrungen dieses Krieges allen Grund, zunächst vor der eigenen, der europäischen Tür zu fegen. Man sollte doch endlich einmal damit aufhören, von ethischen Werten in der Politik noch viel zu reden, von Solidarität der christlichen Weltanschauung oder der weißen Rasse, von Völkerrecht oder gar von Dankbarkeit, die Völker aneinander ketten könnte. Wieviel verdankt uns Italien? Rettete nicht der heute so geschmähte preußische Militarismus nach den vernichtenden Niederlagen bei Custozza und Lissa das Land vor dem Untergang? Erwarben wir ihm nicht Venezien, öffneten wir ihm nicht mit unserem deutschen Blut bei Sedan die Tore von Rom? War es nicht schon einmal ein Victor Emanuel, der im Begriff stand, uns die alte Treue zu brechen, als die Blitzschläge von Wörth und Weißenburg ihn von der Seite Frankreichs zurückschreckten? „Welsch' Blut tut keinem Deutschen gut!" Und wir in Italien waren schon vor zehn Jahren ernste Warner vor der italienischen Untreue. Aber wer hat auf uns damals gehört? Wollte Gott, unsere großen Kaiser hätten niemals ihre Augen nach Rom gerichtet, niemals dieses treulose Welschland betreten! Je weniger

wir uns in Zukunft um römisches Wesen kümmern, desto besser für Deutschland. Nein; ich denke, wir belasten uns bei unseren politischen Berechnungen nicht wieder mit dem Aberglauben an Treue und Freundschaft. Sprechen wir auch nicht weiter von Dankbarkeit und von sonstigen altruistischen Ideen; das sind herrliche Blumen im Garten der Ethik, aber sie vertragen nicht die rauhe Kriegsluft. Es gibt eben in der Politik keine ewigen Freundschaften. „Der Teufel von gestern kommt heute zum Staatsbesuch!" sagt der verschmitzte Japaner.

Es gab auch einmal in Japan bessere Tage, mit einer ausgesprochenen Vorliebe für deutsches Wesen und — was am Ende noch wichtiger war — für die Erzeugnisse unserer Industrie. Das war die Zeit des Grafen von Caprivi, als das amtliche Deutschland mit England in allen überseeischen Fragen auf denkbar bestem Fuße stand. Es entbehrt das keineswegs des inneren Zusammenhanges. Wenn Bismarck, voll prophetischen Fernblicks, in den letzten Jahren seines Lebens einmal davon spricht, daß die Haltbarkeit des deutschen Bündnisses mit Italien von dem jeweiligen Maße unserer freundschaftlichen Stellung zu England abhängig sein würde, so läßt sich das in gewisser Beziehung auch auf das Verhältnis Deutschlands zu Japan anwenden. In deutschen diplomatischen Kreisen war man sich sehr wohl bewußt, daß die goldene Strippe fast unzerreißbar war, die den Japanern von England um den Hals gelegt war. „Sie können stets auf uns zählen", hatte noch im Jahre 1898 der japanische Botschafter in einer vertraulichen Aussprache zu Herrn v. Richthofen gesagt; „aber Sie wollen

dabei nicht vergessen, daß wir an England gebunden sind!“ Nach dem Rücktritt Caprivis wurde, wie man zur Genüge weiß, das Verhältnis Deutschlands zu England von Tag zu Tag kühler. Zeitlich fällt das zusammen mit dem japanisch-chinesischen Kriege. Man wirft der deutschen Politik jener Tage vor, daß sie damals ein förmliches Wettrennen um die russische Gunst mit Frankreich veranstaltet habe. Dem äußeren Anscheine nach wohl richtig. Indessen sollte man darüber doch auch nicht vergessen, daß man im Auswärtigen Amt und anderswo in jener Zeit an einen friedlichen Ausgleich der politischen Interessen Deutschlands mit denen Rußlands allen Ernstes und auch mit einer gewissen Berechtigung geglaubt hat und dementsprechend seine politische Stellung einrichten mußte. Daß diese Voraussetzung irrig war, weiß *heute* am Ende jeder; darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Aber man hat damit doch die Erklärung, warum damals, fast über Nacht, rechter Hand, linker Hand alles im politischen Aspekt vertauscht schien. Die erste Probe auf unsere neu aufkeimende Freundschaft mit Rußland, sozusagen das erste Liebespfand Deutschlands, war unsere Abkehr von Japan, unsere Hilfsaktion zugunsten der russischen Politik im fernen Osten. Blieb Rußland dort in China festgelegt — so berechnete man nebenher folgerichtig — dann war eine erneute kriegerische Auseinandersetzung des Deutschen Reichs auch mit dem unruhigen französischen Nachbar für längere Zeit wieder außer Sichtweite gerückt. So schloß sich das Deutsche Reich dem russischen »Quos ego« gegen Japan an und trug damit wesentlich dazu bei, daß den Japanern der Siegespreis des *Friedens* von Shimono-

seki arg geschmälert wurde. Das aufstrebende Inselreich wurde so — es sind jetzt zwanzig Jahre her — noch einmal abgedrängt vom asiatischen Festlande. Nebenbei zeigte die russische Politik sich bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Brutalität. Es ist heute aus unanfechtbarer französischer Quelle bekannt, daß der russische Admiral und spätere Marineminister Tyrtof in den April- und Maitagen von 1895 die schwache japanische Flotte im Golfe von Petschili ohne Kriegserklärung angreifen wollte und den französischen Admiral de Beaumont zur Teilnahme an dieser Gewalttat zu gewinnen versucht hat. Unter solchen Umständen wird man den späteren Überfall der russischen Kriegsschiffe durch die Japaner zwar nicht entschuldigen, aber doch mit etwas milderem Auge ansehen dürfen.

In Japan löste das Eingreifen der europäischen Mächte die größte Entrüstung aus. Der Mikado soll damals entschlossen gewesen sein, den russischen Fehdehandschuh aufzunehmen. England hatte sich während des Krieges Japan gegenüber wenig freundlich gezeigt; nach den japanischen Waffenerfolgen und angesichts der Haltung der europäischen Kontinentalmächte änderte man in London das Gesicht völlig. Man begann mit den Japanern intim zu werden und riet von einem Kriege dringend ab. Japans militärische und maritime Macht schien den Engländern noch nicht stark genug für eine solche Kraftprobe, die Zeit für den Kampf mit Rußland noch nicht reif. Der Tag — das sah die englische Politik mit scharfem Fernblick schon damals voraus — würde sicherlich kommen, wo man diese „gelben Teufel" gegen den russischen Beelzebub mit besserem Erfolg und im eng-

lischen Interesse ausspielen konnte. Japan fügte sich mit knirschenden Zähnen. Man weiß dort besser als anderswo, daß man am besten tut, die Rache kalt zu genießen.

In Rußland sahen die Japaner von da an ihren natürlichen Gegner, den Erbfeind ihrer großen Landesinteressen, mit dem früher oder später die endgültige Auseinandersetzung mit den Waffen erfolgen mußte. Uns aber begannen sie zu hassen, weit mehr noch als die Franzosen und die Russen. Denn Deutschland hatte ja in Ostasien damals noch keinerlei vitale politische Interessen. Was hatten die Deutschen sich in fremde Angelegenheiten hineinzudrängen? Das war damals der Gedankengang der Japaner. Und — echt asiatisch!

Bald darauf besuchte ich zum ersten Male Japan. Es war in den Tagen der Kirschblüte, die übrigens nicht entfernt an den Farbenreiz unserer Baumblütezeit heranreicht. Trotz des Frühlings war es damals recht — ungemütlich dort. Die Deutschen sind bekanntlich immer unzufrieden, auch im Auslande. Aber so viel Klagen in allen kaufmännischen Kreisen, wie damals in den japanischen Handelsplätzen, hatte ich lange nicht zu hören bekommen. Auch für den Durchreisenden war es nicht schwer, an dem Tuscheln und Wispern untereinander den Haß der Japaner gegen alles, was deutsch war, zu erkennen. Es war kein Zweifel, in Japan hatte sich mit dem Frieden von Shimonoseki das Blatt ganz beträchtlich und sehr zu unserem Schaden gewendet. Dabei klirrte der kriegerische Volkswille im ganzen japanischen Lande in Wehr und Waffen. Wenn man japanische Truppenübungsplätze und Kasernenhöfe im Innern zu sehen

bekam, namentlich in Kioto, glaubte man in einer deutschen Festung zu sein. So eifrig arbeitete man dort, so schneidig waren Drill und Disziplin. Das war eine ununterbrochene Mobilmachung von Heer und Flotte. Die elementare und sorgfältig geschulte Wehrkraft dieses Vorkämpfers für die gelbe Rasse konnte jeden Augenblick ohne Zaudern auf den Kampfplatz mit einer europäischen Macht treten.

Eine weitere Verschärfung in der deutschfeindlichen Stimmung in Japan brachte die deutsche Besitzergreifung von Kiautschou. Bei dem Reigen der chinesischen „Pachtungen", wie man diesen friedlichen Einbruch der europäischen Großmächte in China euphemistisch nannte, gingen wir Deutsche voran; Rußland folgte mit Port Arthur, England mit Wei Hai Wei, Frankreich mit Kwang Tschou Wau. Auch Italien versuchte bei dieser beginnenden chinesischen Weltbeuteverteilung einen Landfetzen in San Mun-Bay zu gewinnen, allerdings ohne Erfolg. In Peking hatte man noch nicht den nötigen Respekt vor dieser jüngsten Großmacht der Abruzzen. Die Japaner gingen bei dieser Völkerspeisung in China leer aus; und die waren doch am Ende die nächsten daran. Als dann später der europäische Völkerkreuzzug unter dem „Weltmarschall" Grafen Waldersee gegen Peking in Szene ging, fehlten in der bunt zusammengewürfelten Kriegerschar auch die Japaner nicht. In einem Kampfe „gegen die gelbe Gefahr" entbehrt diese japanische Kameradschaft ganz gewiß nicht des komischen Beigeschmacks.

Seit dem Unglückstage von Shimonoseki und unserer Festsetzung an der chinesischen Küste sind wir für die Japaner „Feuer-

diebe" geworden; nach ostasiatischen Begriffen die gefährlichste Sorte von Räubern, die Brände anstiften, um darüber gefahrlos stehlen zu können. Die englische Presse, die damals in Japan die Oberhand gewonnen hatte, wurde unter der Leitung des ebenso skrupellosen wie gewandten Journalisten Brinkley daneben nicht müde, diese deutschfeindliche Stimmung zu schüren und in schamloser Weise auszunutzen. Freilich waren wir mit unserer Gefühlspolitik es selbst, die eine der volkstümlichsten Waffen für die Agitation gegen uns dem Gegner in Japan in die Hände lieferten. Das unglückliche Schlagwort von der „gelben Gefahr", das nicht einmal in Deutschland, sondern in England geprägt worden war, dazu die verhängnisvolle Darstellung des Kasseler Malprofessors Knackfuß von den europäischen Walkürenjungfern im Kampf gegen den alten Buddha und seine gelbe Rotte in Fledermausflügeln haben uns bei den Japanern mehr geschadet, als wir uns in Europa denken können. Das Bild mit der bekannten Unterschrift ist in japanischen und englischen Wiedergaben in jeder Form, sogar als Geschäftsreklame in Hunderttausenden von Exemplaren über ganz Japan verbreitet worden. Das hat uns englischer Handelsneid gründlich besorgt. Die Stimmung zur Rache und die Neigung, uns zu schaden, war in Japan seit Jahren vorhanden; es fehlte nur der schickliche Anlaß zum Vorgehen gegen Deutschland. —

Der Löwenanteil an der ostasiatischen Beute bei dieser politischen Umgestaltung fiel Rußland zu. Der russische Einfluß auf China wurde über Nacht auf Kosten des englischen ausschlaggebend. Zum ersten Male sah sich das Zarenreich in dem

langersehnten Besitz eines Zugangstores zu einem Weltmeer, eines Ozeanhafens ersten Ranges. Das war zweifellos Port Arthur. Bisher war Rußland mit seinem riesigen kontinentalen Besitz in Europa und Asien vom Weltmeer überall abgeschnürt gewesen. Wladiwostok ist für mehrere Monate vereist, dem Schiffsverkehr nicht zugänglich. Ähnlich liegt es mit Archangelsk. Die Dardanellen sperren der russischen Flotte den Weg in das Mittelmeer. In der Ostsee liegt der Schlüssel bei Dänemark, in Europa wehrt England den Zugang zum Atlantischen Ozean und in Zentralasien den zum Persischen Golf. Mit dem chinesischen Besitze schien es, als sollte dem weißen Zaren zugleich auch der Auftrag Europas zufallen, Wellenbrecher zu werden für die gefürchtete gelbe Flut. Wenn man von Japan absieht, war über diese Neuorientierung der politischen Lage in Ostasien England am meisten benachteiligt. Es war also an sich selbstverständlich, daß sich diese beiden leidtragenden Mächte von da an suchten und fanden. Aber immerhin war es doch das erste Mal — es war am 30. Januar 1902 —, daß eine europäische Großmacht, und noch dazu das in solchen Fragen bisher so zart besaitete, prüde England, eine Art von Blutsbrüderschaft mit einem farbigen Volke abschloß. Aber in der Politik muß man die Vorteile gelten lassen und Vorurteile im Staatsinteresse unterdrücken. Die hängen leider den Völkern so fest an wie das Moos den Bäumen. Vielleicht räumt der Weltkrieg auch damit auf. Der Schwerpunkt aller politischen Bestrebungen Rußlands bog von da an nach Ostasien ab. Man hätte glauben können, daß in Petersburg und Moskau

das uralte politische Testament des Zarentums von Peter bis Alexander darüber aufgegeben sei, das griechische Kreuz auf der Haggia Sophia wieder zu errichten. Die vertraulichen Worte des Zaren Nikolaus zum Fürsten Hohenlohe im Jahre 1896 lassen keinen Zweifel darüber, daß die russischen Interessen in dieser Zeit sich fast ausschließlich auf ostasiatische Ziele eingestellt hatten. Der alte Fürst hat oft bei Spaziergängen im Wildbad und sonst mit mir darüber gesprochen. Er hielt es — und ich glaube mit Recht — für eine kluge deutsche Politik, Rußland in diesen seinen ostasiatischen Plänen, soweit es nur eben anginge, zu unterstützen. Der Zar würde, wenn er an dieses ferne Arbeitsfeld fest gebannt bliebe, Europa in Ruhe lassen, und vor allen Dingen uns. Aber leider bereitete sich das russische Reich für die künftige kriegerische Auseinandersetzung mit Japan, die unvermeidlich war, nicht genügend vor. Schon die Auslassung des Zaren zu Fürst Hohenlohe atmet die alte, echt russische Überhebung. „Die Japaner hätten kein Geld, und nach Fertigstellung der transsibirischen Bahn seien sie den russischen Heeresmassen gegenüber ohnmächtig." „Schon die Zahl unserer Mützen wird die Japaner schlagen", hatte selbst der kluge russische Witte gemeint. Welch' eine Täuschung! Als die Bahn fertig war, waren die Japaner mit ihrer Rüstung ebenfalls fertig — zum Kampfe. Das Geld dazu hatten sie inzwischen von England und Amerika erhalten. Immer dasselbe Lied. Wohin man auch bei den modernen Kriegen blickt, stets ist es neben England Amerika, das den Allerweltslieferanten für Geld und Waffen abgibt. Ihre Ernte reift im Kriege der Andern

und auf blutgedüngtem Boden. An ihrem Reichtum klebt das Blut der Erschlagenen; es schreit zum Himmel!

Der ruhmlose Zusammenbruch der gefürchteten russischen Macht zu Wasser und zu Lande machte dem Einfluß Rußlands in Ostasien zum mindesten für absehbare Zeit ein Ende. Es war das erste Mal seit den Tagen Dschingiskans, daß die gelbe Rasse wieder Siege erfocht über eine europäische Großmacht. Die Japaner, über Nacht Großmachtprotzen geworden, hockten von da an in Port Arthur den Deutschen gegenüber. Eine mißliche, unbehagliche Lage, wenn zwei, die sich im Grunde ihres Herzens nicht mögen, an den Fenstern sich gegenüber sitzen und argwöhnisch über die Straße schauen! Alle Welt war sich in Deutschland von da an einig darüber, daß Kiautschou im Falle eines Krieges mit einer Seegroßmacht, an dem sich Japan unter dem Ministerium Okuma bestimmt beteiligen würde, nicht zu halten war. Einer der besten politischen Publizisten der Gegenwart, Graf Reventlow, hat damals in ein paar Worten die veränderte Lage Kiautschous treffend ausgedrückt: „Wirtschaftlich eine Zukunftshoffnung, politisch eine Sorge, militärisch ein verlorener Posten!“ Auch die Frankfurter Zeitung hat in einem ihrer hochpolitischen Artikel vor Jahren schon einem freiwilligen Verzicht auf die chinesische Kolonie das Wort geredet. In Berlin war man sich ganz gewiß dieser Gefahr ebenso klar bewußt, wie Graf Reventlow und der Gewährsmann der Frankfurterin. Aber den Minister hätte ich wohl sehen mögen, der mit dem Vorschlage vor den Reichstag getreten wäre, diese deutsche Musterkolonie freiwillig wieder aufzugeben.

Man vergesse doch nicht den Zeitunterschied. Als vor zwanzig Jahren die deutsche Reichspolitik auf chinesischen Boden den Fuß setzte, war man in allen deutschen Kreisen von der Überzeugung durchdrungen, daß die Stunde zur Aufteilung von China gekommen sei, und daß die europäischen Mächte allein die Erben seines Reichtums sein könnten. Darin hat man sich ebenso gründlich getäuscht wie in der Meinung, daß Europa Kraft und Solidaritätsgefühl genug besäße, um das kleine Japan dauernd in Schranken zu halten. Die Weltlage hat sich inzwischen eben gegen unsere Gedanken völlig geändert. So waren wir in China, ehe wir es ahnten, in den engsten Bannkreis der Kriegsgefahr gekommen, ohne daß wir bei unserem russischen Nachbar auf Dank hätten rechnen können. In einer solchen Lage bleibt einem tapferen Volke nichts anderes übrig, als das Kommende mit Entschlossenheit zu erwarten.

Es ist dabei eine Frage von nebensächlicher Bedeutung, ob Japan in der Tat von England zu diesem Henkersdienst in Tsingtau aufgeboten worden ist, oder nicht. Sicher ist jedenfalls, daß die Japaner auch ohne das ihrem natürlichen Triebe gefolgt wären. In dem national-japanischen Gedanken, der Volk und Regierung dort seit Jahren beherrscht, liegt zweifelsohne der Kampf begründet gegen jede Bevormundung Asiens durch Europa. Eine solche aber sahen die Japaner in der deutschen Niederlassung von Kiautschou und noch mehr in der Seefeste Tsingtau. Man betrachtete sie allgemein als eine deutsche maritime Zwingburg den ostasiatischen Völkern gegenüber. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, über diese irrige Auffassung mit

japanischen Bekannten mich zu unterhalten. Immer wieder beriefen sie sich auf das deutsche Reichshandbuch, in dem Kiautschou ausdrücklich eine Sonderstellung unter den deutschen Kolonien angewiesen erhält und dem Reichsmarineamt unterstellt ist. War das nötig? Es wäre ratsamer und jedenfalls einheitlicher gewesen, wenn auch diese chinesische Kolonie unter die Leitung des Kolonialamtes gestellt worden wäre. Auch in der Kolonialverwaltung hätten Seeoffiziere ihren Platz finden können; gerade in Neu-Guinea, in Samoa, in den Marschall- und Karolinen-Inseln sind sie als Gouverneure vielleicht besser am Platze, als Juristen. Man ist da draußen — das weiß ich aus Erfahrung — ohne Schiff wie ein Kavallerist ohne Pferd! —

Aber über dem natürlichen Groll unseres Herzens wollen wir nicht verschweigen, daß dieses heidnische gelbe Volk der Japaner sich im Kampfe mit uns überall ritterlicher erwiesen hat, als unsere christlichen, zivilisierten Gegner. Nirgends sind die Japaner von dem Boden des Völkerrechts abgewichen, das ihnen doch ein fremdes, ein europäisches war. Sie halten unsere gefangenen Offiziere in ritterlicher Haft und bewerfen sie nicht mit Pflastersteinen, wie die Franzosen. Unvergessen bleiben soll bei uns das Wort des japanischen Admirals, das er angesichts des unritterlichen Auftretens der Engländer in der Seeschlacht bei den Falklands-Inseln voll Entrüstung ausrief: „Samurai sind die Engländer nicht!" —

Auch im Westen, wo das wundervolle alte spanische Kolonialland der Philippinen den Stillen Ozean abschließt, rührte sich junges Leben in dem tüchtigen, sehr begabten Eingeborenen-

volke der Indios. Bei meinem ersten Besuche der Inseln im Jahre 1897 war das ganze Land in voller Gärung. Man wollte los vom spanischen Joch, mit den Waffen zur Freiheit hindurch. Kein Mensch glaubte damals, daß die Spanier des Aufstandes Herren werden könnten. Acht Tage vor meinem Eintreffen in Manila war der geistige Führer der aufständigen Indios, der Augenarzt Dr. Risal, standrechtlich erschossen worden. Der hochgebildete junge Mann hatte in Heidelberg studiert und war von dort mit einer großen Begeisterung für Deutschland und deutsche Art in die Heimat zurückgekehrt. In der Nacht vor seinem Tode hatte er in einem Gedicht die Mahnung an seine Landsleute gerichtet, im Kampfe für die Freiheit auszuhalten. „Auf weißen Schiffen würde das Volk aus dem fernen Osten, wo er selbst all sein Wissen geschöpft habe, als Erretter kommen für das unterdrückte Vaterland!" Die führenden Eingeborenen da draußen, alle durchaus europäisch gebildete Leute, mit denen ich hier und dort sprach, setzten seitdem ihre Hoffnung allein auf Deutschland. Nun, es ist anders gekommen. Was niemand nach den bisherigen amerikanischen Traditionen erwarten konnte, trat ein. Die Vereinigten Staaten von Amerika verließen die alten sicheren Grenzen der Monroe-Doktrin. Der Geist des Imperialismus zog siegreich auch in Amerika ein und begann das Ruder des Staatenschiffes in Washington auf weite Fahrt zu stellen, hinaus in den Stillen Ozean. Das morsch gewordene spanische Joch zertrümmerten die Amerikaner; aber nur, um auf den Nacken des unglücklichen Volkes ein neues festeres zu legen, mit „Streifen und Sternen". —

Das gewaltige Völkerbeben im Stillen Ozean, das auch bei uns in Europa stark fühlbar geworden ist, erschüttert und verändert fortdauernd Staaten und Völker. Vor dem Anprall der europäischen Verkehrswogen versinken Urvölkerrassen in Nichts. Alte Reiche, von ehrwürdiger eigener Kultur, gestalten sich unter europäischem und amerikanischem Einfluß um zu modernen Großmächten. Seltsame übermoderne Gebilde von neuen Staaten steigen herauf. Überall unruhige Frühjahrsstimmung im weiten Meere, und Aprilstürme mit den Riesenschwingen des Nationalismus und Imperialismus verkünden in der ganzen weiten Antipodenwelt ein einziges Auferstehen. So ist der Stille Ozean über Nacht ein gärendes Meer welt- und völkergeschichtlicher Umwälzungen geworden und sein japanischer Name „Meer des ewigen Friedens" klingt heute wie Hohn. Ist es da ein Wunder, daß über eine solche Weltkatastrophe der schwache deutsche Kolonialbau da draußen rettungslos in Trümmer ging? Ob wir den teuren alten Boden ehrlicher rastloser Arbeit wieder zurückgewinnen? Eine Frage an das Schicksal. Wer mag sie heute mitten im Weltkrieg beantworten?

Hinter den geheimnisvollen Vorhang drang noch nie ein Blick;
Keiner hob noch je den Schleier, der verhüllt das Weltgeschick.
Zwei und siebzig Jahre hab' ich Tag und Nacht darob gesonnen,
Doch das Rätsel blieb mir dunkel, und — mein Leben ist verronnen.

So philosophierte schon vor achthundert Jahren der greise Dichter Omar Chijam in seiner Rosenlaube von Schiras. Und zu einem anderen Ergebnis werden wir Menschenkinder trotz aller modernen Errungenschaften auch heute nicht kommen.

5. Das englische Welterbe im Stillen Ozean. Und wir?

„Nach dem Siege binde den
Helm fester!"
Altjapanischer Spruch.

„Ich dien!" Der Wahlspruch des Prinzen von Wales, die uralte Devise des Bathordens. Man liest ein Bekenntnis zur Pflichttreue gegen das Vaterland heraus; wie aus dem stolzen Wort Friedrichs des Großen vom Könige als dem ersten Diener des Staates, das um ein halbes Jahrtausend früher schon Dante geprägt hatte. Aber nein; der Spruch hat mit dem Deutschen gar nichts zu tun. Es sind altkeltische Worte; und „Ich din" bedeutet nichts anderes als: „Ich, der Herr!" Das ist echt englisch, paßt für den englischen Königsreif; ist bezeichnend für den Herrscherwillen des „Herrenvolkes" unter der Weltvölkerherde. Mit diesem anmaßenden Selbstbewußtsein, vor allen andern zur Weltherrschaft berufen zu sein, ist die englische Nation bis auf den heutigen Tag überall auf dem Erdenrund durchtränkt. Die Weltgeschichte kennt kein zweites

Volk, das die Meere aller Zonen und damit den gesamten Welthandel in so umfassender, aber auch in so rücksichtsloser Weise sich dienstbar gemacht hat. Mit römischer Willensstärke, aber auch mit punischer Gewissenlosigkeit haben die Engländer zu einer fast unumschränkten Weltherrschaft ihren Weg genommen, zielbewußt; aber unerbittlich, auch über das Grab ganzer Völker. Was sich ihren Waffen und ihrem Wesen in den Weg stellte, haben sie niedergetreten, erbarmungslos wie das Schicksal. Sie kennen in ihrer Politik grundsätzlich keine Gefühlsregung, sondern nur das Interesse. Und mehr als über jedem anderen Meere war dieses harte „Ich, der Herr" über dem Stillen Ozean geschrieben, unwidersprochen, wie etwas Selbstverständliches bis auf unsere Tage. So war es noch in den neunziger Jahren, als ich zum ersten Male jene fernen Antipodenländer aufsuchte. Fast lückenlos deckte damals die Flagge des „Union Jack" die östliche Erdkugel, und ihr beugten sich alle Völker.

Doch schon zehn Jahre später, als ich zum andern Male auf längere Zeit meinen Wohnsitz im Stillen Ozean aufschlagen mußte, diesmal im englischen Land, hatte sich das politische Gesamtbild da draußen völlig verändert, sehr zum Nachteile Englands; überall war in jenen Gegenden der englische Waffenrock zu kurz geworden für die „Meereskönigin" an der Themse. Mir wollte es scheinen, als wenn an keiner Stelle der Erde die Weltgeschichte so sturmesschnelle Flügel gehabt hätte, wie dort im Antipodenland, wo es jahrhundertelang so traumselig zugegangen war.

In Europa hatte man das „Zwergenvolk" der Japaner lange wie ein interessantes Nürnberger Spielzeug aus unseres Herrgotts Weltjahrmarktsbude angesehen. Nun war es über Nacht ein bündnisfähiges Herrenvolk geworden mit nationalem Selbstbewußtsein und ausgesprochenen Weltmachtsgedanken. Rußland ganz und vielleicht für immer abgedrängt vom Schauplatz des Stillen Ozeans, zurück in seinen sibirischen Winkel, ohne jede Möglichkeit von Seegeltung im ostasiatischen Machtbereich. Auf dem Nacken Chinas stand der eherne Fuß des japanischen Eroberers. Mit seiner Kriegsflotte beherrschte Japan ohne fremden Wettbewerb die ostasiatischen Meere, mit seiner Handelsflotte bahnte es sich ohne Scheu vor Millionenausgaben den Weg nach Australien, nach Holländisch-Indien, nach Nord- und Südamerika, selbst nach Europa. Man hatte in Tokio die zwingende Gewalt des Weltverkehrs lange erkannt, man wußte, daß Handelsmacht Hand in Hand gehen muß mit der Kriegsflotte. Die heutigen Wege Japans sind nur eine moderne Wiederholung der englischen Geschichte. Wie überall, sind auch hier die gelben Leute nur Nachahmer. Aber ein Blick auf die Weltkarte und ein Vergleich der überraschend ähnlichen Lage Japans und Großbritanniens zeigt, daß die Japaner auch von der Natur dazu berufen zu sein scheinen, für den fernen Osten eine ähnliche Rolle zu spielen, wie für Europa die Engländer. Und das japanische Volk ist sich seiner Kraft vollauf bewußt, diesen Weltberuf für den Stillen Ozean zu erfüllen. Nur der ist mächtig, der vorwärts will. Über das Emporwachsen Japans zur Großseemacht sind die ehedem so glänzen-

den Farben des „Union Jack" da draußen arg verblaßt; in den chinesischen und japanischen Meeren ist die weltbeherrschende Hoheitsflagge Englands heute kaum noch etwas mehr, als ein äußerliches Ehrenzeichen zur Erinnerung an die große englische Seevergangenheit. Für das stolze englische Empfinden muß ganz besonders demütigend sein, was man in London in der letzten Zeit von japanischer Seite zu hören bekommen hat. Schon gelegentlich der Beratungen über die Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses hatten die Leute im Parlament zu Tokio ganz ungescheut von der Minderwertigkeit der englischen Landarmee gesprochen, von England eine gründliche militärische Neuorganisation gefordert. Es hätte wenig gefehlt, und man hätte der englischen Heeresverwaltung auch noch gelbe Instruktionsoffiziere angeboten! Bei den späteren Kämpfen um Tsingtau hat das japanische Oberkommando mit den zusammengelaufenen englischen Söldnern denn auch in der Tat keine Freude erlebt. Das englische Hilfskorps wurde auf japanischen Befehl nach der Einnahme der Feste sofort entwaffnet und nach den Außenwerken in die verdiente Verbannung geschickt. Augenzeugen haben bestätigt, daß kein japanischer Offizier den englischen Militärbevollmächtigten oder seinen Adjutanten irgendwie beachtete. Und als von englischer Seite auf einen Teil der Beute gewisse Ansprüche gemacht wurden, lehnten die Japaner das Ansinnen mit verletzender Schroffheit ab. „Uns allein gehört die Stadt," war die stolze Antwort; „mit unserm Blute haben wir sie erkauft!"

Es ist erstaunlich, wie überaus niedrig die öffentliche Mei-

nung in Japan schon heute, noch während des Krieges, die Machtstellung Englands im ostasiatischen Bereich einschätzt. In den Tokioer Zeitungen kann man das häufig genug lesen. „Unsere Heeresmacht", heißt es ganz unverblümt, „wird in China die Engländer niedertreten, falls sie es wagen sollten, uns dort auf unserem Wege aufhalten zu wollen!" „Der Einmarsch in Indien steht uns alle Tage offen; wir können jederzeit das Volk dort in Aufstand bringen." „Verlassen wir heute England", — damit wollen wir die Blumenlese schließen — „so ist es nicht mehr imstande, seinen Platz in der Welt zu behaupten!" Und das sind nicht etwa flüchtige Eintagsgedanken unbedeutender japanischer Publizisten; nein, das sind politische Probleme, denen die führenden Kreise in Japan seit Jahren bereits nachgrübeln. Sprach doch der gegenwärtige japanische Ministerpräsident Okuma schon im Jahre 1906 ohne jede Scheu öffentlich zum großen Befremden der Londoner Presse von der „Befreiung Indiens vom englischen Joch". Das muß sich ein Kaiser von Indien von den kleinen Japanern sagen lassen, die England mit seinem Gelde doch selbst erst aufgepäppelt, denen es sorglos die Sicherung der Straße von Singapore anvertraut hat! Und das Schlimmste ist, daß man in London das alles ohne Widerspruch hinunterwürgen muß; denn was die Bundesgenossen im gelben Lande heute offen heraus sagen und schreiben, ist eine unleugbare Wahrheit. Die Japaner wandeln auch hier wieder ganz in den Wegen ihrer englischen Lehrer. „Not sentiment, but interest!" Es sind merkwürdig verwandte Seelen, selbst in der Brutalität und in der Treu-

losigkeit! Warum soll die japanische Politik da draußen irgendwelche Rücksicht nehmen auf die Gefühle der unzuverlässigen englischen Bundesgenossen? Warum sollen die Japaner nicht auf Jagd nach Landbeute gehen in China und im Stillen Ozean, während sich die europäischen Mächte auf englisches Anstiften hin bis zur Ohnmacht zerfleischen? War es nicht stets die Methode Englands in den letzten Jahrhunderten, im Trüben zu fischen? Hat es nicht immer mit seinem Gelde und seinen Intrigen den Kriegslärm in Europa angestiftet, um darüber wie ein „japanischer Feuerdieb" zur See ungestört die Welt erobern zu können? Daß Japan sich mit dem kleinen deutschen Pachtgebiet von Kiautschou in diesem Weltkriege nicht abfinden lassen würde, hätte man doch am Ende auch in London und Petersburg voraussehen sollen. Die Wegnahme von Tsingtau konnte für die Japaner nichts anderes sein, als die erste Etappe für einen größeren Raubzug in China. Hätten wir Deutsche heute Zeit, schadenfroh zu sein, wir hätten alle Berechtigung dazu; benutzen doch die Japaner das englische Geld, um, ohne sich viel Skrupel zu machen, England den besten Weltfutterplatz vor den Augen wegzunehmen, den chinesischen! Und dazu kommt jetzt noch die Reuter-Botschaft aus London, daß man die „Kriegswacht" im fernen Osten Japan anvertraut habe. Also den Bock zum Gärtner bestellt! Wer lacht da nicht?

Die japanische Chinapolitik ruft unwillkürlich alte Erinnerungen aus der englischen Vergangenheit wach. Wie Japan heute seine Hand auf die chinesische Gegenküste legt, so hat auch das englische Volk aus denselben Gründen jahrhunderte-

lang um den Besitz Nordfrankreichs gekämpft; Calais, das gegenwärtig wieder in den Mittelpunkt der politischen Erörterungen getreten ist, war über zwei Jahrhunderte in englischen Händen. Seit mehr als zwanzig Jahren ist die Lösung der chinesischen Frage im ostasiatischen Sinne der Angelpunkt aller japanischen Politik. Seit dem Frieden von Shimonoseki ist es der Schlachtruf der nationalistischen Kreise in Japan geworden: „Ostasien für die Ostasiaten". Auch in China hat dieser Gedanke mächtige Fürsprecher gefunden. Der gegenwärtige Machthaber in Peking, Juanshikai, war ehedem begeisterter Anhänger dieses panasiatischen Programms, der Gesandte Wutingfang in Washington tritt heute offen dafür ein. Wie bei uns der „alldeutsche Verband" der getreue Eckehard sein will für das Deutschtum daheim und in der Welt, wie man dort nicht müde wird, um ein „größeres Deutschland" zu ringen, so arbeiten auch in Japan die „Asia Gikai" und ähnliche Gesellschaften seit Jahren für die Stärkung des national-asiatischen Gedankens. Das ausgesprochene Ziel dieser nationalistischen Bestrebungen ist, Ostasien frei zu machen von der fremden, der europäischen Fesselung. Der große japanische Staatsmann Marquis Ito, den die Koreaner später ermordeten, gehörte zu denen, die einem dauernden Bunde der beiden ostasiatischen Reiche immer das Wort geredet haben; er wollte eine Rassenunion zwischen Japan und China haben. Die Idee eines solchen nationalistischen Problems spinnt der „ostasiatische Kulturbund" seit Jahren beständig weiter; die Ziele, die er sich gesteckt hat, gehen sogar noch hinaus über die japanisch-chinesischen Grenzen. Wenn Thiers

einmal behauptet, daß die Völker immer daran zugrunde gegangen seien, entweder zuviel oder nichts zu verlangen, so hat er damit gewiß nicht unrecht. Darum kann ich mir auch nicht denken, daß das Endziel der japanischen Politik sein kann, die chinesische Frage durch einen Gewaltstreich zu lösen, China mit dem Schwert zu erobern und den Mikado auf den Kaiserthron von Peking zu setzen. Den Japanern würde es dabei sehr wahrscheinlich ergehen wie einer gefräßigen Boa, die nach dem Hinunterwürgen einer Riesenbeute leicht von einem Knaben überwältigt werden kann. Gelingt es ihnen aber, dem chinesischen Volke die japanische Führerrolle im Rahmen des ostasiatischen Einheitsgedankens auf friedlichem Wege aufzudringen, so wird sich das Völkerbild im Stillen Ozean von neuem und in epochemachender Weise verändern. Unter der erzieherischen Hand Japans kann das chinesische Millionenreich eine militärische Macht werden, die England in Ostasien völlig zu verdrängen imstande ist und den russischen Nachbar so in Atem halten wird, daß ihm auch die Lust an kostspieligen Abenteuern in Europa vergeht. Und andererseits würde Japan, auf die unerschöpfliche Finanzkraft Chinas gestützt, sich von dem goldenen Leitseil Englands und Amerikas los machen können, durch das es in seiner Vorwärtsbewegung heute noch stark behindert wird. Ein solches ostasiatisches Riesenreich läßt sich aber mit dem Gedanken eines englischen Weltimperiums schlechterdings nicht in Einklang bringen. Die Auferstehungsglocken für eine geschlossene ostasiatische Rassen- und Kultureinheit müssen zugleich Grabgeläute sein für die englische Weltherrschaft in Ostasien. Schon heute

ist England im nördlichen Stillen Ozean nur noch der Schatten seiner ehemaligen Größe. Der Respekt vor der englischen Seegewalt und ihrer Unüberwindlichkeit ist über den Tag von Santa Maria fast zu einem Ammenmärchen geworden: „Es war einmal!“ —

Geht man den Dingen auf den Grund nach, so wird man finden, daß für die heutige Völkerbewegung in Japan und damit auch in China ein ausgeprägter Nationalismus die treibende Kraft ist. Es handelt sich um die Wiedergeburt der asiatischen Volksseele, die jahrhundertelang auf einer großen geschichtlichen und kulturellen Vergangenheit dahingedämmert hatte und in unseren Tagen unter dem erweckenden Flügelschlag des Weltverkehrs und der heranbrausenden fremden Kultur sich zu neuer starker Lebensäußerung erhebt, aber unter Wahrung des alten Rassencharakters. Man versteht es, wenn sich die Japaner in diesem völkischen Sinne auch mit den Bewohnern der Philippinen rasseneinig fühlen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man es dort mit einer alten japanischen Abwanderung zu tun hat. Die uralten merkwürdigen Festungsbauten in den Karolineninseln sind sicherlich altjapanischen Ursprungs. Als ich im Jahre 1897 während des Eingeborenenaufstandes in Manila war, ging der Kommandant eines japanischen Kreuzers, der dort auf der Reede lag, stets in voller Uniform an Land. Das war ganz gegen die sonstige Übung. Auf meine Frage nach dem Grunde, meinte er verschmitzt lächelnd: „Ich mag in dieser unruhigen Zeit nicht mit einem der Philippinos verwechselt werden; sie haben ja dasselbe Aussehen wie wir. Nun, es sind

ja auch unsere nächsten Verwandten. Die Spanier könnten sonst bei ihrem summarischen Füsilieren der Rebellen mich gelegentlich mitunterzählen!" Auch die Mexikaner rechnet man in Japan zur ostasiatischen Rasse; sicher eine bedenkliche Überspannung des japanischen Nationalismus. Wenn die Japaner auch auf Honolulu immer wieder Ansprüche machen, so hat das eine gewisse nationale Berechtigung. Die größere Hälfte der dortigen Einwohner sind Asiaten, darunter achtzigtausend rassereine Japaner. Das verständige japanische Auswanderungsgesetz schreibt die Mitnahme von eingeborenen Frauen für die Auswanderer vor. Nachahmenswert! —

Die treibenden Kräfte, die in den letzten Jahrzehnten die große Politik der Vereinigten Staaten von Amerika entscheidend und umwälzend beeinflußt haben, sind wesentlich andere, als die in Japan und in China an der Arbeit sind. Bei einem so jungen und so großen Mischvolke aus den verschiedensten Völkertypen, wie es das amerikanische ist, kann man von einem einheitlichen Nationalismus füglich noch nicht gut reden. Erst aus dem Niederschlage einer langen nationalen Vergangenheit bildet sich eine ausgesprochene Volksseele. Die starken Gegensätze in der amerikanischen öffentlichen Stimmung während dieses Weltkrieges zeigen vor aller Welt zur Genüge, wie schroff bis zum heutigen Tage in Amerika die Fugen der einzelnen Nationalitäten noch auseinanderklaffen. Und wenn Roosevelt, der nach seinem letzten Auftreten weit mehr Anglophile als Amerikaner zu sein scheint, gelegentlich von der künftigen Möglichkeit eines politischen Zusammenschlusses der angelsächsischen

Rasse in der Welt gesprochen hat, so zeigt er damit nur, daß er sich nicht zum Vollstrecker des letzten Willens eines Washington eignet; daß ihm das Verständnis für den Werdegang und das Selbstbestimmungsrecht der amerikanischen Nation völlig abgeht. Im übrigen hat er es in Deutschland auch sehr wohl verstanden, ganz anders zu sprechen, wenn es ihm eben nützlich erschien. —

Und weil der nationalistische Zug im amerikanischen Volke noch nicht vorhanden ist, hat man für den Staatenbau von Amerika einen neuen, in der Völkergeschichte bisher unbekannten Grundbegriff geschaffen. Das ist die Monroe-Doktrin. Weit abgelegen von nationalen oder völkischen Gedankengängen, beruht diese amerikanische politische Lehre auf rein geographischer Grundlage. Ihre bisherige praktische Durchführung erinnert, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen darf, an das „Bauernlegen", das in Deutschland ja nicht ganz unbekannt ist. Ein schwacher Staat nach dem anderen wird dem amerikanischen Staatenbund angegliedert. Fremder Besitz, der störend dazwischen liegt, wird — wo es nötig ist auch mit Gewalt oder mit anderen englisch-amerikanischen Mitteln — ausgemerzt. Das Verbot des fremden Neueindringens oder der Gebietserweiterung einer auswärtigen Macht soll das politische Fideikommiß Amerikas auf dem Boden der neuen Welt für alle Zukunft sicherstellen. Ein Bestandteil des Völkerrechts ist die Monroe-Doktrin natürlich nicht, und sie braucht es auch gar nicht zu werden. „Macht geht vor Recht" meinte einmal der Senator Cummins im Parlament; „und das Schwert ist für

alle Fälle der sicherste Vertrag!" Es kommt also nur darauf an, ob die Vereinigten Staaten von Amerika die Kraft haben, diesem politischen Fundamentalsatz ihres staatlichen Werdeganges dauernd Geltung zu schaffen. Bisher ist der amerikanischen Regierung das überall und in glänzender Weise gelungen. Ein Erfolg hat sich an den anderen gereiht. Man weiß, wie kläglich Frankreichs Versuch, sich in Mexiko festzusetzen und damit seinem Panamakanalbau die territoriale Rückendeckung zu schaffen, mißlungen ist. Spanien wurde mit Waffengewalt seines alten Kolonialbesitzes beraubt. Panama wurde dauernd erworben. Und niemand wird den Eifer übersehen, mit dem man in Amerika unter Anwendung jeden Mittels an der Gewinnung Mexikos für das Sternenbanner arbeitet. Endlich haben die indiskreten Wahlzänkereien Roosevelts mit seinem alten Freunde Taft den Vorhang auch von den geheimen amerikanischen Staatsintrigen gezogen, die auf die Losreißung Kanadas von England hinausliefen. Das versteht man; wenn irgendein großes Ziel in der natürlichen Richtlinie der panamerikanischen Politik liegt, muß es die Gewinnung Kanadas für das Sternenbanner sein!

Die Krönung des großartigen Monroedoktrin-Gebäudes bildet der Panamakanal in amerikanischem Besitz. In Amerika hat man sich weder vor den lichtscheuen Gespenstern gefürchtet, die in den verkrachten Trümmern der französischen „Panamakanal-Baustelle" umgingen, noch vor dem englischen Weltmeertrotz, der sich anfänglich den amerikanischen Plänen mit aller Entschiedenheit entgegenstemmte. Ohne Zweifel liegt hier eine hervorragende Leistung der amerikanischen Diplomatie vor; ein

Schulbeispiel dafür, daß die hohe Politik sich auch ohne Diplomatenschule und ohne Assessorexamen machen läßt. Vor der zielbewußten Arbeit der Amerikaner ist die englische Politik Schritt für Schritt zurückgewichen. Nach dem Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 sollte der Panamakanal durchaus neutral und ohne jede Befestigung bleiben. Und 50 Jahre später im Hay-Pauncefote-Vertrag von 1905 erhielt Amerika die ausschließliche Kontrolle und das Befestigungsrecht des neuen Meerweges! Zum ersten Male beherrscht eine andere Nation als die britische den alleinigen nächsten Zugang zu zwei großen Ozeanen, und England streicht die Flagge vor den Streifen und Sternen Amerikas auf dem neuen Welttheater des Stillen Ozeans. Man sieht, an dieser Stelle fehlt bereits eines der stärksten Glieder in der Kette, mit der die englische Weltherrschaft bisher alle Meere der Erde umspannt hielt. Der Panamakanal ist aber nicht allein der stärkste Schlußstein der Monroe-Doktrin, er ist auch das Eingangstor für die amerikanische Weltherrschaft. Das damalige Schlagwort von dem „Friedenswerk für die ganze Menschheit" hat sich recht schnell zur leeren Phrase verflüchtigt!

Gegen die Verwirklichung der imperialistischen Politik im Weißen Hause von Washington haben sich die altamerikanischen Kreise lange mit Erfolg gewehrt. Die Gedanken der Monroe-Doktrin und des Imperialismus sollten sich auch im Grunde genommen gegenseitig ausschließen. Wenn die Vereinigten Staaten für sich die Berechtigung zu einem diktatorischen „Rühr' mich nicht an" für Amerika in Anspruch nehmen,

dann müßten sie folgerichtig auch selbst sich jedes Übergriffes auf nichtamerikanische Erde grundsätzlich enthalten. Das ist eine Forderung der allereinfachsten Logik. Aber Volksstimmungen folgen nicht logischen Schlüssen und sind immer mächtiger als die ruhige Überlegung. So wurde auch die amerikanische Welt im Taumel der wohlfeilen Siege über das altersschwache Spanien hineingerissen in die imperialistische Flut. Jung-Amerika kennt nichts von jenem wundervollen Respekt der europäischen Menschen vor dem Ehrwürdigen in der geschichtlichen Vergangenheit des Vaterlandes. Mit einem kühnen Satz, ohne langes Besinnen, setzte man sich über alle traditionellen Grundsätze der amerikanischen Politik hinweg. In dem politischen Leben des amerikanischen Volkes bildet darum die Eroberung und der spätere Ankauf der Philippinen sicher den wichtigsten, aber vielleicht auch verhängnisvollsten Wendepunkt seit dem Sezessionskriege. Das Ringen der neuen Welt um die Herrschaft der Erde war damit begonnen, mit Blut und mit Geld. Ob es für die Vereinigten Staaten bei ihrer überaus günstigen Weltlage zwischen zwei Meeren und im gemäßigten wie tropischen Klima, bei dem Reichtum an noch unerschlossenem Kulturland und bei der Vielseitigkeit der eigenen Bodenproduktion auch an tropischen Rohstoffen schon eine zwingende Notwendigkeit, ein unabweisbares Lebensinteresse war, nach weitentlegenen überseeischen Gebieten die Hände auszustrecken? Die Frage wird in Amerika von ruhigen Politikern heute wieder vielfach erörtert. Mit Recht; denn eine solche imperialistische Politik ist immer reich mit allen Kriegsmöglichkeiten beladen.

Aber uns geht das ebensowenig an, wie die Untersuchung darüber, ob die Union nicht weiser gehandelt hätte, sich mehr innere wirtschaftliche und vor allem nationale Festigkeit, jene völkische Sinneseinheit zu schaffen, die für den weiteren Ausbau des Riesenreiches auf amerikanischem Boden selbst dringend erforderlich erscheint; oder ob die völkische Wehrkraft im richtigen Verhältnis steht zur Größe des unternommenen Wettkampfes um die Weltherrschaft. Ich glaube, schon die bisherigen Ergebnisse des vor unseren Augen tobenden Weltkrieges, die Menschen- und Waffennot Englands unserer Tage müßten das amerikanische Volk überzeugen, daß man mit Soldtruppen aus aller Herren Länder eine Weltherrschaft weder behaupten, noch viel weniger erobern kann, auch nicht mit Geld. Oder sollte das praktische Amerika für „Kulturimperialismus", jenen modernsten Aberglauben schwärmen, den deutsche Ideologen nicht müde werden, uns anzupreisen? Das glaube, wer mag! — Aber alle solche Erwägungen kommen heute zu spät. Das amerikanische Volk ist bereits mitten im Wettrennen. Ein „Zurück" kann es für das stolze Amerika zunächst nicht geben. Das weiß der agitatorische Bannerträger der imperialistischen Bewegung Roosevelt sehr wohl, und er spart weder Peitsche noch Sporen, um wie ein wilder Reiter den amerikanischen Staatsgaul auf der Weltbahn vorwärts zu treiben. Für ihn beginnt jetzt, wie er selbst sagt, „eine neue Ära in der Geschichte der Menschheit, die des Stillen Ozeans". Und die Herrschaft über dieses Meer muß nach seiner Meinung den Vereinigten Staaten gehören. Er will „alle vorteilhaften

Punkte von Amerika besetzt" wissen, um „auf die Zukunft der östlichen und westlichen Ozeane Einfluß üben zu können". Der Gedanke ist nicht gerade neu; es ist genau derselbe, mit dem England zu seiner Weltseeherrschaft gelangt ist. Es ist die Politik der Gewalt, die allen bekannten Welteroberern der Geschichte die Waffen in die Hand gedrückt hat und die seit Jahrhunderten auch das russische Zarentum immer von neuem in die blutigsten Eroberungskriege treibt. Sie ist aber auch stets, soweit wir die Vergangenheit der Menschheit überblicken können, schließlich an dem heroischen Verzweiflungskampf der unterdrückten Völker gescheitert. „Ebenso verderblich wie die Einbuße nationaler Selbständigkeit ist für ein Volk auch das Streben nach grenzenloser Weltherrschaft." Diese Kritik des Imperialismus, die Sybel in seinen „Kleinen Schriften" aufzeichnet, ist ganz gewiß richtig. Und ich kann auch nicht finden, daß der imperialistische Gedanke für den Geschichtskundigen irgendwelchen Reiz der Neuheit hätte. Der Zweck ist seit den uráltesten Zeiten bis heute derselbe geblieben, nur die Mittel sind andere, furchtbarere geworden. Und modern ist am Imperialismus nur die sprachliche Einkleidung des Weltherrschaftsgedankens, und dann daß seine Verwirklichung in unseren Tagen des ins Riesenhafte gesteigerten Weltverkehrs in erster Linie zur See gesucht wird. Meeresherrschaft ist heute fast dasselbe wie Weltherrschaft geworden.

Daß ein guter Volksredner, wie es Roosevelt wohl sein muß, mit einem so schmeichelhaften Ausblick auf die weltpolitische Zukunft und Größe des amerikanischen Volkes, als eines

unumschränkten Herrn der Meere, in amerikanischen Volksversammlungen großen Eindruck machen muß, kann Niemanden verwundern, der die Massenpsychose etwas näher studiert hat. Aber ein Politiker, der nicht nur um den Ruhm eines populären Volkstribunen geizt, wird sich nicht verhehlen, daß in diesem imperialistischen Zuge unserer Tage auch eine starke Ähnlichkeit mit jener blinden „Jagd nach dem Glück" besteht, die Spangenberg einst in meisterhafter allegorischer Darstellung auf die Leinwand geworfen hat.

Ganz in dieser Rooseveltschen Auffassung von der imperialistischen Mission seines Volkes der „Amerikanisierung der ganzen Erde" erschien auch die Prunkfahrt der amerikanischen Schlachtflotte durch den Stillen Ozean vor einigen Jahren. Unsere Zeit leidet unleugbar überall stark an der Modekrankheit, ernste politische Aktionen auf einen gewissen Theatereffekt zuzustutzen; das „Dekorative in der Politik" stärker, als es gerade nötig ist, zu betonen. Nirgends tritt das aber so scharf hervor, wie in Amerika, dem gelobten Lande der Reklame. Noch niemals ist eine große politische Geste so theatermäßig inszeniert worden, wie dieser amerikanische Antritts-Flottenbesuch im neueröffneten Weltmeere des Ostens. Als die Sternenbanner-Königin mit ihren stolzen zwanzig Panzern unter Kanonendonner und dem endlosen Hurrageschrei der Australier damals einfuhr in Sydney, konnte einem kühlen Beobachter die dicke Schminke nicht verborgen bleiben, die sie aufgelegt hatte. Mir kam dabei unwillkürlich die Erinnerung an jene berühmten Vermählungsfahrten der venezianischen Dogen auf

das Meer hinaus in den Sinn, die auch mehr Theaterputz zur Täuschung der Welt zeigten, als inneren politischen Wert. Dazu stimmte das pomphafte Auftreten des nicht gerade übermäßig diplomatisch beanlagten amerikanischen Admirals als „Schirmherr des Stillen Ozeans" und insbesondere des „weißen Australasiens". Der ehrliche Seebär scheute sich bei seinem ersten Auftreten auf englischem Boden, dazu noch in Gegenwart des englischen Gouverneurs, nicht, von Neuseeland und Australien als von einem „neueren Amerika" zu sprechen und das weiße australische Volk in feierlicher Ansprache unter den besonderen Schutz der Vereinigten Staaten zu stellen, falls das Mutterland dazu nicht mehr imstande sein sollte. Alles mit dem recht verständlichen Hinweis auf die der weißen Rasse drohende „gelbe Gefahr". Natürlich fand das an allen Enden Australiens einen gewaltigen, freudigen Widerhall. Denn man kennt dortzulande keine größere politische Sorge, als die vor einer japanischen Vergewaltigung. Es war nicht zu verwundern, daß die australische Presse mit besonderem Vergnügen die ganz gewiß für England nicht schmeichelhaften Gedanken weiterspann. Niemals ist die öffentliche Meinung Australiens in der Politik so einmütig gewesen, wie in diesen amerikanischen Festtagen, niemals war die amerikanische Freundschaft dort populärer. Man sprach mit Begeisterung von Amerika als von dem „älteren Bruder", der gewillt sei, den ihm zukommenden Teil der „Last des weißen Mannes" zu tragen. Es war das nichts anderes, als das demonstrative Aufbäumen des Rassengefühls im australischen Volke gegen das eigene Vaterland und dessen unnatürliches Bündnis

mit dem gelben Erbfeind allen weißen Volkes im Stillen Ozean. Man nannte die amerikanische Armada „die erste Verteidigungslinie für Australien". „Mein Kind", fragte in dem gelesensten Sydneyer Witzblatt Onkel Jonathan den kleinen australischen Buben, „hat deine Mutter auch so schöne Schiffe?" „Ich weiß es nicht", war die Antwort, „ich habe sie noch niemals gesehen!" Eine herbe Kritik der englischen Politik; aber gerechtfertigt, wenn man gegenüber den wundervollen amerikanischen Panzerschiffen einen Blick warf auf die alten englischen Eisenkasten, die in Sydney zurückgeblieben waren. Über die Angst vor der deutschen Gefahr ließ England das herrliche Koloniallland da unten fast völlig wehrlos. Nein; von dem stolzen imperialistischen „Britannia rules the waves!" war damals schon nicht allzuviel im Stillen Ozean mehr zu spüren. Das amerikanische Sternenbanner und die japanische Flagge mit dem roten Ball flatterten viel lustiger im Winde als der „Union Jack". Seit jenen Tagen ist es zusehends noch mehr bergab gegangen mit der englischen Weltherrschaft draußen, und aus der glänzenden Meeresfürstin von ehedem ist — um mit dem großen Shakespeare zu reden — eine recht „schlotterige Königin" geworden. Seit Jahren bereits bindet nur die Rücksicht auf den eigenen Vorteil die australische Republik an England. „Sprechen Sie doch nicht vom britischen Reich", hatte der australische Premierminister und Führer der Arbeiterpartei Mr. Fisher zu dem Friedensapostel Stead gesagt. „Wir sind kein Reich, wir sind unabhängige, uns selbst regierende Staaten. Wir erkennen einen Zwang nicht an, jeden Krieg Englands mitzumachen. . . .

Im Falle eines Angriffes hätten wir uns zu entscheiden, ob wir uns verteidigen, oder die englische Flagge niederholen wollen, falls wir den Krieg für ungerecht hielten und Englands Feind im Recht glaubten." Es läßt tief blicken, daß die australische Regierung heute gerade diesen selben Mr. Fisher zum Kommissar, d. h. zum „bevollmächtigten Gesandten" nach London gesandt hat! Wenn trotzdem in diesem Weltkrieg Australien an die Seite Englands getreten ist, so hat die Entscheidung für diesen Schritt allein das natürliche staatliche Interesse abgegeben, das die Commonwealth an der Erwerbung von Deutsch-Neuguinea für Australien hatte. Es war der erste Akt der australischen Monroe-Doktrin, die alle politischen Parteien Australiens beherrscht. Aber man täusche sich nicht; ein Zweifel kann darüber nicht bestehen, daß Australien sich in aller Ruhe auch — für eine nichtenglische Zukunft vorbereitet! —

Eine in großen Zügen hingeworfene Skizze von der gegenwärtigen politischen Lage im Stillen Ozean, ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Ein Bild aus der Vogelschau, wie es sich vor dem Auge dessen malt, der fast die Hälfte seiner Mannesjahre damit zugebracht hat, den politischen Werdegang der Dinge im Stillen Ozean am Schauplatze da draußen selbst, oder vom Fenster der Wilhelmstraße aus aufmerksam zu beobachten. Aber so kurz gefaßt die Darstellung auch sein mußte, so hoffe ich doch, daß man aus ihr das Wesen und Wirken der gigantischen Völkerdämmerung in der Antipodenwelt richtig erkennt. Das Alte in kurzer Frist in das Halbdunkel geschichtlicher Erinnerung versenkt, fast schon vergessen in der Hast des Umschwungs. Und

über dem Erstehen neuer Staaten und der Wiedergeburt von alten Kulturvölkern zu modernen Mächten ist die englische Weltherrschaft im Stillen Ozean kampflos beiseite geschoben worden. Über die Vorbereitungen zum Kampf gegen das Phantom einer deutschen Gefahr hat England seine Mission im Namen der weißen Rasse aufgegeben und damit seine Weltstellung im zukunftreichen Osten leichtsinnig geopfert. Die neuen Großmächte, das amerikanische und das japanische Volk, die in wenigen Jahren die Herrenvölker der östlichen Halbkugel geworden sind, glauben nicht mehr an die alte weltbeherrschende, unüberwindliche Seegewalt Englands. Vor Beginn der Seeschlacht bei den Falklandsinseln, so berichteten in häßlicher Überhebung japanische Blätter, hatte das englische Flottenkommando die Unterstellung der japanischen Seestreitkräfte gefordert. Das Ansinnen lehnte der japanische Admiral mit verletzender Schärfe rundweg ab. „Im großen Weltmeer westlich des amerikanischen Kontinents", hatte der kleine Japaner stolz geantwortet, „gibt es heute nur eine Oberhoheit, und das ist die japanische!" Man sieht, der „Respekt" ist dahin. In dieser Völkerdämmerung im Stillen Ozean ist der Dreizack des Meeres der Faust des englischen Wuotan bereits entglitten. Der Traum der englischen Weltherrschaft scheint da draußen ausgeträumt. Es sind neue mächtigere Götter erstanden, und deren Gedanken sind heute nur noch auf die englische Erbschaft in jenen Zonen gerichtet. In Amerika und Japan glaubt man schon den Übergang der Weltpolitik aus den europäischen Meeren auf den Stillen Ozean zu sehen. Und noch mitten im Weltkrieg steckt

man schon im fernen Osten den neuen Kampfplatz ab, auf dem die Entscheidung über die Machtfrage in dem größten Meere der Erde ausgefochten werden soll. Es scheint ein unabänderliches Verhängnis für das Erdengeschlecht zu sein, daß die Völker nur erst über Massengräbern zur Verständigung kommen können. Gewitterschwül brütet die Zeit schon heute auch über dem „Großen Meer des ewigen Friedens". —

Wenn man allein auf die herausfordernde Sprache der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten und in Japan hört, scheint es, als wäre der Kampf zwischen den beiden Völkern unvermeidlich. Es sieht so drohend aus, als müßte das Wetter auch im fernen Osten jeden Augenblick losbrechen. Hüben wie drüben fordert man die Vorherrschaft im Stillen Ozean für sich. Nur in den demokratischen Kreisen, die heute in Amerika das Regiment führen, ist man optimistisch genug, um noch an einen friedlichen Ausgleich mit den Japanern zu glauben. Man spricht von dem Aufgeben der Herrschaft in den Philippinen, von der Errichtung einer Republik in Manila unter dem Protektorate Amerikas. Ich glaube, diese Brücke zur Verständigung wird nicht tragfähig genug sein für den japanischen Willen zur Macht. Nicht umsonst führt das Inselreich als sein Symbol die aufgehende Sonne; und zwei Sonnen können nicht in einer Bahn kreisen, ohne über kurz oder lang zusammenzustoßen. In Japan sind die Abgaben in kaum zehn Jahren fast um dreihundert Prozent gestiegen. Das fieberhafte Kriegsrüsten der japanischen Regierung zu Lande und zu Wasser hat den größten Teil dieser Einnahmen verschlungen. Das Volk trägt

die Opfer mit stoischem Gleichmut; man weiß, sie sind dem Aufstieg des Vaterlandes zur herrschenden Macht im Osten und im Stillen Ozean gebracht. Der Weg zur Vorherrschaft aber kann nur durch die Pforten des Sieges über das weiße Volk der Amerikaner gehen, den einzigen noch ebenbürtigen Nebenbuhler. Wie kann man in nächster Nachbarschaft so blind sein, um nicht diese drohenden Zeichen der Zeit in ihrer ganzen Gefährlichkeit zu erkennen!

Der Weltkrieg hat zwischen den beiden Rivalen überall neue Reibeflächen gezeitigt. Vielleicht wird diplomatische Kunst sie noch für ein Weilchen friedlich überglätten. Aber die schroffen, unüberbrückbaren Gegensätze zwischen der weißen Macht von Amerika und der gelben in Ostasien wird keine menschliche Weisheit auf die Dauer aus der Welt schaffen können. Nicht allein in Mexiko und in China ist Japan auf dem Marsche; auch dicht neben dem Sternenbanner auf der Marianeninsel Guam, dem Hauptstützpunkt des amerikanischen Seekabels von San Franzisko nach Manila, weht heute schon die japanische Flagge in den Marianen und auf der Karolineninsel Yap, dem Endpunkt des deutschen Kabels nach Guam. Die kleinen, aber felsensicheren Häfen auf den Karolineninseln Kusaie und Ponapé sind gefährliche Ausfalltore für die japanischen Kreuzer und Unterseeboote gegenüber den amerikanischen Außenforts und Panzern in Manila. Dazu die hervorragende Ausgestaltung der japanischen Wehrkraft und die innere staatliche und völkische Geschlossenheit des gelben Volkes. Das Mikadoreich stützt sich heute schon nicht mehr allein auf seine Inseln; hinter ihnen liegt

ein starkes ostasiatisches Festland, das durch die Rückversicherung mit Rußland, noch mehr aber durch den russischen Krieg in Europa völlig gedeckt ist. Rassenstimmung und die geschickte japanische Diplomatie, heute nicht mehr behindert durch den Einfluß der europäischen Mächte, werden über kurz oder lang so oder so den Weg zu finden wissen zu einer einheitlichen Zusammenfassung der ungeheueren ostasiatischen Kräfte. Die Japaner haben lange genug in Deutschland gelebt und beobachtet, um die Wucht des nationalen, völkischen Einheitsgedankens richtig zu bewerten. Man unterschätze doch ja nicht die Entschlossenheit und Verschlagenheit, die sich im japanischen Volke verkörpert.

In der amerikanischen Presse, ganz besonders in den Weststaaten, ist man leidenschaftlicher als in Japan; es klingt ein starker Unterton siegessicherer Überhebung heraus, wie ihn Rußland vor dem japanischen Kriege in Ostasien anschlug. Drohen ohne zu treffen heißt aber in der Politik nichts anderes, als einen Fehlschlag tun. Es will mich bedünken, als hielten die Vorbereitungen für den kommenden Sturm auf amerikanischem Boden selbst nicht gleichen Schritt mit den kriegerischen Worten, die man von dort vernimmt. Falsche Sicherheit und Unterschätzung des Gegners sind treulose Gesellen; sie verlassen uns in der Kriegszeit zuerst. Ganz gewiß ist das amerikanische Volk in seinem ungeheuren Reichtum, in seinen Kriegshilfsmitteln, in seiner Schlachtflotte und in seiner strategischen Verteidigungsstellung vor der amerikanischen Küste den Japanern weit überlegen. Amerika hat sich in dem Pearl Harbour auf Oahu in

den Hawaiinseln ein scheinbar uneinnehmbares Malta für den Stillen Ozean geschaffen. Aber man sollte drüben auch nicht übersehen, daß in Honolulu 90000 Japaner, darunter 35000 altgediente Soldaten, nur auf das Wort ihres Mikado warten, um auf den Inseln selbst den Krieg zu beginnen. An Waffen und Munition fehlt es ihnen sicherlich nicht, die, auf Schleichwegen eingeführt, an verborgenen Plätzen aufgestapelt sind. Man kennt die Gewissenlosigkeit der amerikanischen Kriegslieferanten. In verbrecherischen vaterlandslosen Leichtsinn verschwenden sie — wir sehen es ja in diesem Weltkriege täglich vor Augen — die in Amerika vorhandenen Kriegsmittel überall hin, auch nach Japan. Die amerikanischen Kriegslieferungen, die angeblich für russische Rechnung bisher nach dem Inselreich gegangen sind, übersteigen bei weitem das, was von Japan an Rußland abgegeben worden ist. Es wäre für das große amerikanische Volk eine patriotische Tat, diesen skrupellosen Kriegslieferanten unnachsichtlich auf die Finger zu klopfen. Es sind dieselben Leute der großen Worte, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Amerika in den Konflikt mit Deutschland hineinzuhetzen, das der gegebene Bundesgenosse der Vereinigten Staaten bei der Durchführung ihrer weißen Mission im fernen Osten ist und sein muß! Oder sollen in einem Kriege Amerikas mit Japan am Ende noch amerikanische Bürger von amerikanischen Kugeln der gelben Leute in den Sand gestreckt werden?

Noch weit gewaltiger erscheint die amerikanische Rüstung im Panamakanal. Ganz gewiß eine strategische Seemacht-

stellung für die Vereinigten Staaten, wie sie kaum zum zweiten Male sich auf der Erde findet. Sie hat das Gleichgewicht im Stillen Ozean mit einem Schlage zugunsten von Amerika umgeworfen, die amerikanische Flotte ist damit verdoppelt, ihre Bewegungsfreiheit außerordentlich gesteigert. Aber man vergesse darüber doch auch in Amerika nicht, daß man es im Kampfe mit Japan mit einer weit überlegenen, kriegsgeübten Landarmee zu tun haben wird, die — erst in Mexiko — selbst eine so starke Flottenbasis, wie sie der Panamakanal abgibt, ohne Rücksicht auf Menschenverluste zu erobern suchen wird. Das Beispiel der Einnahme von Port Arthur, das in russischen Kreisen auch als uneinnehmbar galt, sollte eine ernste Warnung sein. Und daß die amerikanische Landarmee zurzeit noch gänzlich unzulänglich ist, hat das amerikanische Volk vor noch nicht langer Zeit erst wieder aus dem offenherzigen Bekenntnis des eigenen Kriegsdepartements erfahren. Auch die Vereinigten Staaten werden, glaube ich, darum gut tun, den altjapanischen Spruch zu beherzigen, und werden „den Kriegshelm fester binden müssen". Denn nachdem Rußland versagt und England die Mission eines Schirmherrn der weißen Rasse im Stillen Ozean durch sein Bündnis mit Japan sich ein für allemal verscherzt hat, sind die Augen allen weißen Volkes da draußen auf die Vereinigten Staaten von Amerika gerichtet. Vorläufig spritzen sich die weißen und gelben Publizisten erst nur mit Tinte an; aber in unserer Zeit sind sie die ersten Vorboten der Kriege. Bei der herausfordernden Fechterstellung, die beide Völker gegeneinander eingenommen haben, kann es auch im fernen

Osten über Nacht zur Blutprobe kommen. Und dann schlägt auch für das deutsche Volk die Stunde der Abrechnung!

Und wir? Nun, man sieht, die Welt ist wieder einmal aus den Fugen, nicht nur in Europa; an allen Ecken und Enden der Erde spürt man den unheimlichen Brandgeruch des Krieges, noch bevor die Feuergarben neuer Kämpfe den fernen Horizont malen in blutrotem Schein. Es sieht ganz so aus, als wenn an alle Völker, die von den heroischen Impulsen des Willens zur Macht und zur Weltgeltung getragen werden, der ernste entscheidende Schicksalsruf allen nationalen Werdens und Vergehens heute ergangen wäre: „Zu den Waffen"! Darüber scheint eine ganze Rotte von apokalyptischen Reitern, ärger, erbarmungsloser, mörderischer als jemals in einem Völkerkriege vorher, auf die Menschheit losgelassen zu sein. Unter ihrer Sense fallen die Besten, die Tapfersten unseres Volkes, und in Strömen fließt das Blut dahin; Gott sei's gedankt meist auf fremdem Boden. Kaum zum Atemholen ist Zeit, geschweige denn zur Ruhe. Nein, unser tapferes Volk ist noch lange nicht am Ziele. Wie weit mag noch der Blutweg bis zum Frieden sein? Wer kennt die Zukunftslose? Aber eins wissen wir alle in unerschütterlicher Seelenzuversicht heute schon: „Wir werden siegen, komme, was kommen mag"! —

Übergroß ist inzwischen in allen deutschen Landen die Gemeinde derer geworden, die der Weltkrieg ihrer Söhne beraubt hat. Wir klagen nicht, daß das Vaterland auch von uns das Blutopfer eingefordert hat. Sie starben den schönsten, ritter-

lichsten Tod, den das Geschick einem tapfern Manne bescheren kann, für das Vaterland und im Siege. Jeder ging, wie Valentin im Sterben sagt, „durch den Todesschlaf zu Gott ein, als Soldat und brav!“ Aber wie mancher der gefallenen Helden mag im Todeskampf auch noch etwas von dem Fluch desselben Valentin auf den Lippen gehabt haben, gegen Frau Marthe — England:

> „Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
> Du schändlich kupplerisches Weib!
> Da hofft' ich aller meiner Sünden
> Vergebung reiche Maß zu finden!“

Warum das? Weil das deutsche Volk einhellig im künftigen Frieden eine klare Abrechnung fordert, vor allem mit dem unserer Feinde, der gewissenlos die Saat für diese blutige Ernte in Europa und in der Welt ausgestreut hat, dem jedes Mittel im Kampfe gegen eine friedliche Nation vom Treubruch bis zum Meuchelmord recht scheint, mit England. Darf für die Zukunft ein Schienenweg unter dem Meere von Dover nach Calais die feste Brücke sein zwischen England und seinem französischen Vasallen zu dauernder Kriegsbedrohung unseres deutschen Vaterlandes? Oder soll die Freiheit der Meere, um die das deutsche Volk heute kämpft, etwa nur auf „Diplomatenpapier“ und „unter Garantie des Friedensgerichts im Haag“ verbürgt werden? Zu rechter Zeit läßt Ballin von der Seekante her einen ernsten Warnruf dagegen erschallen. Wollte Gott, man hörte auf ihn! Der künftige deutsche Friede muß

auf so fester Unterlage ruhen, daß wir uns nicht zu schämen brauchen vor unseren erschlagenen Söhnen, wenn wir mit ihnen Zwiesprache halten in schlafloser Nacht oder auf einsamen Waldwegen! Dafür haben unsere Tapfern gestritten und freudig ihr Herzblut hingegeben! —

Unser nüchternes, gesundes Volk hegt ganz gewiß nicht hochfliegende imperialistische Eroberungspläne, nicht den Schatten eines Gedankens an eine cäsarische Weltherrschaft, wie sie seit Peters des Großen Zeit dem russischen Zarentum für den europäisch-asiatischen Kontinent vorschwebt. Wir denken auch nicht daran, die Wege zu wandeln, die England hinaufgeführt haben zu seiner meerbeherrschenden Weltstellung. Nein, den unseligen Ehrgeiz, die „Übernation" auf dieser Erde zu werden, hat unser deutsches Volk, Gott sei's gedankt, niemals gehabt. Es ist ein Grundgesetz der Weltgeschichte, und ein gerechtes, dem wir Deutsche uns willig unterwerfen, daß kein Volk der Erde seinen Machtwillen der ganzen Welt aufzwingen darf. Wir wollen nur unsere Freiheit haben, die Möglichkeit zur friedlichen Kulturarbeit in Europa und auf den Meeren, und keine Macht der Erde soll uns dies ewige Recht verkümmern dürfen. Wir sind auf dem Boden des Nationalstaates groß geworden; dort sollen die Wurzeln unserer Kraft auch als Weltmacht verankert bleiben. Der Reichsgedanke ist es, der unser Volk daheim und übersee zusammenhalten muß. Und diese Reichsenergie und der deutschnationale Sinn werden allein die Leitsterne sein, die unserer auswärtigen weltumfassenden Politik in allen kommenden Stürmen voranzuleuchten haben. Darum muß Deutschland,

als das Herz der deutschen Weltmacht, kräftiger werden, unverwundbar stark aus dem Siegfriedsbad dieses Weltringens hervorgehen. Denn alle großen Kolonialmächte — das ist geschichtskundig — verfielen unrettbar dem schleichenden Tode, sobald dem Mutterlande die Machtunterlage oder die Lebensenergie verloren ging, um den Kreislauf des völkischen Blutes von daheim durch die überseeischen Länder in gesunder Bewegung zu erhalten. Letzten Endes ist das ja auch das Motiv Englands zum Kriege gegen uns; es fürchtete, daß die Kraftzentrale des englischen Weltreichs, das Britenland, von den Deutschen wirtschaftlich und politisch bedroht sei. Darum ist auch kein Kolonialbesitz in der Welt von solchem Lebenswert für Deutschland wie seine Stärkung in Europa. —

Es ist kein Imperialismus, den das deutsche Volk betreibt, es ist praktischer Nationalismus einer Weltmacht. Darum wollen wir auch nichts von dem blassen Gedanken eines deutschen Kulturimperiums wissen. Wir denken gar nicht daran, anderen Kulturvölkern auf Kosten ihrer ererbten Kultur unser geistiges Gepräge aufdrücken zu wollen. Wir haben jetzt auch keine Zeit dazu, uns mit solchen unfruchtbaren Gedanken der Geschichtsphilosophie und der Weltweisheit abzuplagen, wo es hart auf hart geht, und wo es gilt, uns der drohenden Umklammerung unserer Feinde in Europa für Menschengedenken zu erwehren. Uns tut heute weniger not Weltweisheit, als Weltklugheit. Was Geibel einst von der „Weltgenesung" durch deutsche Art sang, darf unsere Politik der Tat nicht

ankränkeln. In der Politik haben solche dichterische Ideen, so schön sie sind, den faden Limonadenbeigeschmack der platonischen Liebe. Auch eignet sich das deutsche Volk, glaube ich, herzlich schlecht für eine solche Weltkulturrolle, zu der das über die ganze Erde wandernde Judentum verurteilt ist. —

Nein; auch in den künftigen für das tapfere deutsche Volk friedlichen und festlichen Tagen muß das Losungswort sein: „Nach dem Siege binde den Helm fester!" So rät nicht allein der japanische Held; so tat es auch Tronje Hagen in unserem unsterblichen Lied der Nibelungen. Das Völkerschicksal hat es nun einmal so für alle Zeiten bestimmt, daß wir kriegslustige Nachbarn haben. Frankreich wird auch in Zukunft so unruhig bleiben, wie es zu Cäsars Zeiten war. Kein Pufferstaat wird uns vor Rußland dauernd schützen können; solche chinesische Mauern der Diplomatie sind heute nicht mehr unübersteiglich. Und wir dürfen die Lehre des japanischen und auch dieses Weltkrieges nicht übersehen: Die Wunden der Kriege verheilen in keinem Lande so schnell, wie im russischen. Darum müssen wir neue stärkere Grenzen auch im Osten haben; und diese festzustellen wird die Aufgabe Hindenburgs und seiner Strategen sein. England wird auch künftighin die Rolle des „Netzkämpfers" der römischen Arena spielen, lieber mit dem Garn der Intrige dem Gegner Fallen stellen, als mit dem Schwert ihn bekämpfen. Nein; an Völkerversöhnung glaube in dieser kriegerischen Zeit, wer kann! —

Die Tage jener friedsamen deutschen Kleinbürgerei der Goetheschen Spaziergänger am Osterfest vor dem Stadttore:

„Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten.
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten";

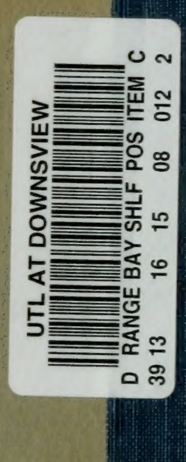
diese Tage des „Glücks im Winkel" sind für das deutsche Volk für immer dahin. Die alte deutsche Märchenwelt hinter abgeblendeten Butzenscheiben kehrt niemals zurück. Unser Volk ist ein anderes geworden, männlicher, unternehmender, kriegerischer denn je zuvor. Wir haben das zaghafte Blinzeln im Sonnenschein der großen politischen Tage verlernt; wir schreiten heute waffenklirrend über die Erde als des Donnergottes Söhne. Es ist keine Zeit mehr für die stille Kleinkunst sinnigen menschenfreundlichen Grübelns, für die Weinpoesie unserer Lieblingsdichter; es ist eine neue Erde, auf der wir leben. Und wer sich in diese Gedankenwelt unserer Zeit nicht hineindenken kann, bleibt ein unverstandener Träumer wie Rip van Winkel. Über Nacht ist ein heroisches Zeitalter heraufgezogen, und das deutsche Volk darf auch auf den Lorbeeren nicht anders schlafen, als wie es der nordische Heldenkönig Hako tat, — mit der Streitaxt im Arm!

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Inhalt.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 16 15 08 012 2